Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" erich. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. A.-America 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10Tsg. X jew. Buchhändlerschlüsselzahl (z. Zt. 1 100 000 000). Anzeigenpr. n. Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz

Fernsprecher: Amt Steglitz Nr. 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36 661; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. Oktober 1923. Nr. 20/38 des 2. Jahrgangs.

Zur Auswanderung nach Argentinien

Von M. Riester,

1. Schriftführer des Vereins zum Schutz germanischer Einwanderer in Buenos Aires.

Der nachstehende Artikel schildert nicht nur die Arbeitsverhältnisse in Argentinien, sondern warnt auch dringen vor der Auswanderung dorthin aufs Geratewohl.

Bittere Enttäuschung erwartet die größte Mehrzahl der deutschen Auswanderer, die jetzt so überaus zahlreich nach Argentinien fahren. Sie finden nicht die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten, die sie sich, ohne sich an der richtigen Quelle erkundigt zu haben, einbildeten, oder die ihnen von gewissenlosen Agenten vorgelogen wurden. Es gibt eben in Argentinien nicht genug Arbeitsmöglichkeit.

Die geschäftliche Lage des Landes ist nicht günstig. Verkehr und Handel im Klein- und Großbetrieb zeigen wenig Leben. Die Folge davon ist, daß weniger Angestellte gebraucht werden. Man stellt also nicht nur keine neuen ein, sondern es werden noch obendrein Angestellte entlassen. Und nun kommen schon 5 Jahre lang gerade eine große Anzahl Kaufleute, Buchhalter, Korrespondenten und Verkäufer beiderlei Geschlechts in Buenos Aires an. Die wenigsten können Spanisch. Wohin mit ihnen? In ihrem Berufe findet sich höchstens noch zufällig ein Platz, immer vorausgesetzt, daß man schon perfekt Spanisch kann. Denn sowohl in deutschen wie argentinischen Geschäftshäusern ist das Spanische notwendig und zudem sind am Platze für jeden freiwerdenden Posten zahlreiche Bewerber vorhanden. Arbeit auf dem Lande können aber die Kaufleute nicht leisten. Sie müssen notgedrungen in der Stadt bleiben und wohl ihnen, wenn sie als Tellerwäscher oder Aufträger ein Unterkommen finden. Es kommt auch zu bitterem Hungerleiden und Betteln.

Es ist ferner eine sehr schwierige Sache für Aerzte, Künstler und die freien Berufe überhaupt, sich in Argentinien eine Tätigkeit zu verschaffen.

Größere Arbeit gibt es vor allem für die verschiedenen Handwerker. Jedoch auch hier nicht für alle Arten, da Industrie und Gewerbe nur in geringem Maße vorkommen und sich die Arbeitsmöglichkeit mehr auf Reparaturen beschränkt. Auch ist die Konkurrenz der romanischen Einwanderer nicht zu unterschätzen.

Nur Arbeit heißt es deshalb, oder wir nehmen jede Arbeit an, wir gehen aufs Land. Als was?

Um Privatland in Argentinien kaufen zu können, braucht man Geld und nach deutschen Begriffen ungeheuer viel. Somit kann sich fast keiner der jetzt aus Deutschland Auswandernden Land kaufen. Gewiß, es gibt im Norden noch viel Regierungsland, im Chaco z. B. und in Misiones. Das Land ist fruchtbar, das Klima gut. Aber selbst um dort in jenen Gegenden anzufangen, braucht man Geld, sonst verhungert man.

Das Geld fehlt, fehlt und fehlt und niemand streckt es vor!

Arbeit auf dem Lande zu finden als Knecht ist möglich, doch sie kommt für Kaufleute nicht in Betracht. Denn wer als Knecht gehen will, der muß entweder schon an die härteste und schwerste Arbeit gewöhnt oder sehr kräftig und gesund sein und viel Ausdauer haben. Das Leben eines Knechtes im argentinischen Kamp ist himmelweit verschieden von dem in Deutschland. Es ist ein wildes Arbeiten zumal in der Erntezeit und sehr anstrengend. Zwar ist das Essen genügend, aber die Schlafgelegenheit besteht nur allzuoft in elenden Löchern. Selbst Knechte werden jetzt weit weniger gebraucht als früher. Der Bauer arbeitet mit Maschinen. Wo z. B. einst bei der Weizenernte ein Haufen Menschen notwendig war, da schaffen es jetzt 4—5 mit einer Schneid- und Dreschmaschine.

Geht es nun schon so mit der Beschäftigung des Mannes, wie soll dann die Lage der nach Argentinien einwandernden alleinstehenden Frauen sein. Gleich nach dem Kriege war eine große Nachfrage nach deutschen Dienstmädchen, Köchinnen, Kindermädchen und Erzieherinnen. Auch das hat nachgelassen, sehr nachgelassen. Viele Stellen sind besetzt worden und andere wollen keine Deutschen mehr wegen der schlimmen Erfahrungen, die sie gemacht haben. Solche Stellungen sind auch nicht immer angenehm. Eine Erzieherin in einer argentinischen Familie wird z. B. nicht behandelt wie in Deutschland. Sie ist nicht mehr als ein besseres Kindermädchen. Dazu kommen die sittlichen Gefahren für ein alleinstehendes Mädchen, die größer sind als in Deutschland.

Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Der Schreiber dieser Zeilen, der sich auf seine eigene und auf die Erfahrung von Priestern und Laien stützen kann, die das ganze Land und seine Verhältnisse durch beständige Reisen kennen, warnt seine Landsleute vor unüberlegter Auswanderung nach Argentinien.

Wer nach Argentinien kommen will, der höre nicht auf die gewissenlosen Vorspiegelungen, die, wie's scheint, in Deutschland gemacht werden. Solche Propaganda ist ein Verbrechen. Man schreibe auch nicht nach Buenos Aires an die deutschen Vereine um Stellenvermittlung oder gar um freie Reise. Das ist ganz aussichtslos. Man wende sich vielmehr ausschließlich an das Reichswanderungsamt oder an seine Zweigstellen im Reiche, bzw. an die von ihm anerkannten Organisationen und man erbitte mündlich oder schriftlich von einer dieser Stellen Aufklärung über die Aussichten des in Betracht kommenden Berufes. Nach diesen Angaben allein erwäge man seine Mittel und entscheide sich.

Wie viele wären nicht materiell und geistig im fremden Lande zugrunde gegangen, wenn sie nicht so blind ausgewandert wären.

Rhein und Elbe

Rückblicke eines Ausgewiesenen.

Man schreibt uns: Am Rhein brennt jetzt der Wald lichterloh. Goldene Plättchen krümmen sich in flammend roter Schmelzglut, und silbrig flimmernde Dunststreifen dampfen über dem glühenden Laubkessel. Hin und wieder rinnt über den Rand ein goldener Tropfen und sickert langsam auf den weichen brandroten Brokat-Teppich des Bodens, auf dem die Sonnenstreifen in zarter Wirkarbeit sich sachte ineinander schieben und sachte wieder voneinander lösen.

Die massigen Uferberge, Kühkopf und Lichterkopf, haben goldverbrämte Purpermäntel umgehängt, die hier und da schon geschlissen sind und zu Fetzen gehen. Aber der Herbst holt weißen Hermelin, der nebeldicht im Tale liegt, und blaufeidenen Waldesduft und stickt damit die Lücken des Königsgewandes.

Das ist der Herbst am Rhein! An Nahe, Ahr und Lahn, am Moselstrand! O selig Land, wo jetzt der Wein zur Reife geht, wenn in Wald und Feld laut die Brache bellt; wenn im Abenddämmern der süße herbe Apfelduft durch die Dorfgassen haucht und in den warmen Ställen der Fachwerkhäuser das brummende Vieh an den Ketten klirrt. Im hüllenden Duft der Ferne stehen im lautlosen Abend die sieben Berge an der Schmur gereiht, die Torwächter des Märchenlandes, aus dem die Ahne am brutzelnden Ofen den Enkelkindern Schneewittchens Schicksale erzählt. O Heimat, tausendfach schöner, als sie der Sehnsucht Auge sieht!

Die Heimat — ist sie da, wo die Kindheit, in seligen Träumen nach der Ferne, Tage der Erwartung für die Erinnerung sammelte, oder dort, wo ein Menschenleben in harter Arbeit für Weib und Kind und Volk zerrann! Vom hohen Elbdeich schaue ich rückwärts auf die grüne Marsch zu meinen Füßen, in der die stroh- und raethbedeckten Höfe in breiter Gemächlichkeit, mit Scheunen und Ställen zwischen Obst- und Lindenbäumen im weiten Viereck liegen. Einen schweren Tag und eine Nacht hindurch jagte der Sturm Regenböen gegen die mächtigen Eschen und plusterte die Kuppelkronen der Riesenpappeln, daß die Blätter über die Felder stoben. Hinter ihm flatterte die Windsbraut her, krallte sich in die Aeste und harkte locker gewordenes Laub mit griffigen Skelettfingern von den Zweigen. Nun scheint die Sonne wieder vom weißbetupften Himmelsblau auf die ungeheure Grasebene, die durch die feine Wellenlinie der grauen Dünenhügel auf der sandigen Geest begrenzt wird. Auf den Weiden strecken sich die Wiederkäuer, rennen Pferde und machen die Füllen ihre Kapriolen. Zwischen den Stoppeln zieht der Pflug hinter drei, vier Gäulen die fette Ackerfurche. Möwen haschen im Fluge ihre Beute aus den Gräben, die die Felderbreiten trennen, und Kibitze huschen über die Erde und ihre feuchten Nester am moorigen Grund.

Die Elbe unten kräuselt sich leicht, leise wie ein glitzerndes Netz über einem ruhig atmenden Busen. Weiße Segel schweben über den zittrigen Maschen des blinkenden Wellennetzes. Man empfindet ihre Bewegung nur an ihrer Verschiebung zu den meilenfernen Baumgruppen am hannoverschen Strand. Im grauen Nebeldunst über der Nordsee liegt eine lange dunkle Rauchfahne; nun hebt sich der Schornstein aus den Wassern, ein schwarzer Kopf steigt auf, und stampfend zieht der Ozeandampfer in die Elbbucht. Er trägt sie alle, der stolze Strom, stark und geruhsam, Barken, die zum Holsteingat ziehen, Dampfschiffe, die ihre Lasten aus Tropen- und Eisgegenden schleppen. Stark und geruhsam wie der Rhein, der rastlos, nimmermüde seine Wasser nach der Nordsee führt, wo seine Fluten sich auch mit jenen der Elbe mischen. In sonnigen Jungenjahren schwamm unser Schülerboot auf spiegelglattem Elbstrom zwischen der holsteinischen und hannoverschen Küste; wir mahnten uns, mit Simrods Worten: „Zieh nicht an den Rhein", und ließen unsere Phantasie auf den Flügeln der Sehnsucht dahin fliegen.

Und heute wieder — es ist ein einzig Lied, das uns verbindet, am Rhein und an der Elbe. Die sinkende Sonne malt über den westlichen Horizont ein großes goldenes Abendrot. Die weißen Farnkraut-Wolken am Zenit fangen rosig an zu leuchten wie zarte Hoffnungspalmen. Auf einer der Bauminseln mit dem Gehöft im smaragdenen Grasmeer singt im Abendfrieden ein Bauernbursche zur Harmonika vom meerumschlungenen Land, und die Gedanken schweifen von den losgerissenen Freunden im Norden zu den bedrückten Brüdern im Westen: „Teures Land, du Doppeleiche, unter einer Krone Dach" — Elbland und Rheinland, „wahret treu, was schwer errungen, bis ein schönrer Morgen tagt".

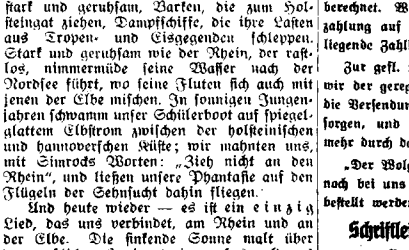
Dr. Karl Mehrmann.

Die Landfrage in den deutschen Wolgakolonien von 1764-1923

Von Dipl.-Agr. A. Bier.

(Schluß des Artikels aus Nr. 18/36.)

Das Gesetz machte den „Krepiter" (Befestiger) gleichzeitig zum Eigentümer des Landes. Nach Empfang der notwendigen Papiere konnte er sein Land somit auch verkaufen, jedoch nur an Personen aus dem Bauernstand. Hieraus ergab sich, daß die Abwesenden, auch die nach Amerika Ausgewanderten ihr Land eiligst selbst oder durch Bevollmächtigte „befestigen" ließen und es dann an ihre Dorfgenossen verkauften. Der Landpreis war sehr



Skizze Nr. 1

gering. So kostetete zum Beispiel in Warenburg ein Seelenlandanteil (weiterhin kurz „Dusch" genannt) 150 bis 300 Rbl. Ein „Dusch" zählte ungefähr sechs Deßjatinen. Da mehrere Bauern vor der Teilung Land zusammenkauften und es beim Vermessen ihrem eigenen Land angliedern ließen, die Regierung solches aber verhindern wollte, beschränkte sie durch ein besonderes Gesetz den Besitz auf 6 „Dusch" pro Person. Doch konnte ein jedes Familienglied 6 „Dusch" besitzen. Beim Vermessen des Landes wurde dann alles zu einem Familienstück „zusammengeschnitten". So kam es, daß manche Familie über 50 und mehr „Dusch" verfügte. Beim Vermessen ergab sich dann ein Familienstück von mehreren hundert Deßjatinen. Daneben gab es wiederum Bauern, die nur eine einzige „Dusch" hatten; ihr Grundstück betrug daher nur ein paar einzige Deßjatinen.

Wie ging nun die Verteilung, d. h. die Vermessung der Landstücke vor sich? Auf der Wiesenseite wurden die notwendigsten Wege durch die ganze Grenze gezogen, von einem Dorf zum andern, gewöhnlich 4—8 Faden breit. Sodann wurde das Land vom Dorf aus durch meistens 4 Faden breite Landwege in Streifen (kolonistisch „Strähmel") geschnitten. Die Breite der Streifen hing von der Duschgröße ab. Wenn z. B. die Mehrzahl der Wirte eines Dorfes je 3 „Dusch" besaß und die „Dusch" je 5 Deßjatinen enthielt, so erhielt beim Vermessen die Mehrzahl der Wirte Landstücke von za. 15 Deßjatinen. Dies war allgemein die mittlere Größe. Gewöhnlich war man bemüht, das Land in Quadratform zu messen. Daher mußte die Breite des Streifens ungefähr 1 Werst betragen. Der Streifen wurde in der Mitte durch eine Furche aufgeteilt. Das ergab den Grundriß, der weiterhin zum Abschätzen und Aufteilen des Landes diente. Bei der weiteren Vermessung der Landstücke nach der Abschätzung des Landes, wurden die Stücke vom Weg bis zur Mitte des Streifens geschnitten, d. h. bis zur Furche. Ein Landstück von 15 Deßjatinen erhielt also Quadratform.

Für jede weitere Berechnung wurde das Land zuerst abgeschätzt. Hierüber beschloß die Gemeinde, die auch die Zahl und den Unterschied der Landklassen bestimmte und die Landschätzer wählte. Unterschied und Zahl der Klassen waren je nach der Eigenschaft des Landes verschieden. Die meisten Dörfer beschränkten sich auf 5 Klassen, wobei die erste Klasse das beste, die fünfte das schlechteste Land bezeichnete. Der Unterschied der Klassen war z. B. in Warenburg: eine Deßjatine 1. Klasse gleich 1 Deßjatine 10 Faden Landes 2. Klasse (1 Faden auf 80) oder 1 Deßjatine 20 Faden 3. Klasse oder 2 Deßjatinen 4. Klasse oder 2½ Deßjatinen 5. Klasse. Nach diesen Feststellungen wurde die Schätzung wie folgt betrieben:

Der Landmesser ging mit der Kette auf dem Wege, die Schätzer gingen auf beiden Seiten des Weges. Auf jeder Seite gingen

An unsere Leser in Deutschland

Die ungeheure Preissteigerung im Buchdruckgewerbe zwingt uns, von unseren gesch. Lesern in Deutschland eine Nachzahlung für das vierte Vierteljahr 1923 zu erbitten. Da die einzelnen Leser verschiedene Beträge eingezahlt hatten, haben wir die Nachzahlung für jeden besonders berechnet. Wir bitten um gütige umgehende Einzahlung auf unser Postscheckkonto durch die beiliegende Zahlkarte.

Zur gefl. Kenntnisnahme teilen wir mit, daß wir der geregelten Zustellung des Blattes wegen die Versendung an unsere Leser künftig selbst besorgen, und zwar unter Kreuzband und nicht mehr durch das Postzeitungsamt.

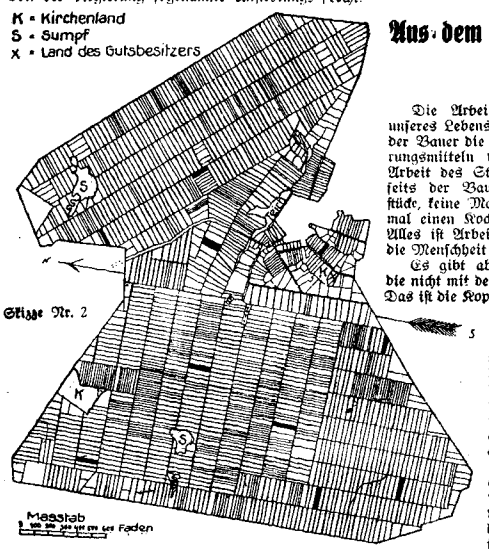
„Der Wolgadeutsche" kann künftig sonst nur noch bei uns direkt, nicht mehr bei der Post, bestellt werden.

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

3 Mann bis zur Hälfte des Streifens. Die Schätzer schätzten das Land nach seiner Güte ab und bezeichneten die Klasse, zu der es gehörte. Die Anweisungen der Schätzer wurden ins Journal eingetragen und in den Plan. So wurde festgestellt, wieviel Land je nach den Klassen die ganze „Grenze" hatte. Dann wurden alle Klassen nach dem bezeichneten Unterschied entweder in die erste oder die fünfte Klasse eingereiht. Die so erhaltene Zahl stellte den gesamten Grenzwert nach einer der Klassen dar. Die Gemeindeversammlung beschloß darüber, an welcher Ecke oder bei welchem Streifen die Aufteilung der Landstücke beginnen sollte. Hierauf zog ein jeder Hauswirt sein Los. Wer Nr. 1 bekam, erhielt sein Land an der Anfangsecke, und zwar soviel Deßjatinen groß, wie er in Wirklichkeit „Dusch" als Eigentum hatte. (Siehe Skizze Nr. 1.)

Die Landverteilung wurde in den Kolonien immer als sehr ernste Frage behandelt. In vielen Dörfern wurden vor der Verlosung Gottesdienste und Besprechungen über den Sinn und den Ernst der Arbeit abgehalten. Nach der Aufteilung bekamen sehr viele Wirte von der Regierung sogenannte Ansiedlungs-

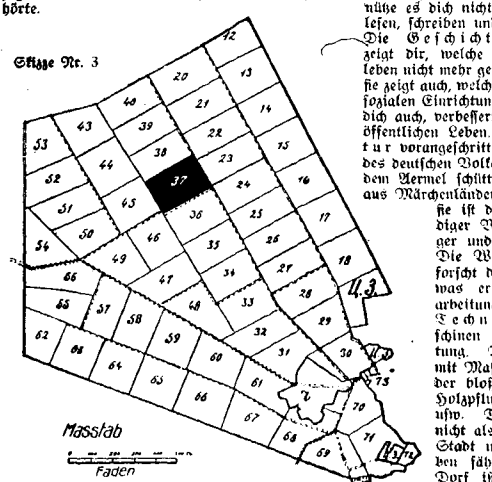
K = Kirchenland
S = Sumpf
X = Land des Gutsbesitzers



Skizze Nr. 2

und Brunnengelder. Brunnen wurden gewöhnlich gemeinschaftlich von einigen Bauern gegraben, auch wurden Hunderte von Dämmen gebaut, während die Zahl der Brunnen in die Tausende ging. Das Hin- und Herfahren nach Wasser hörte damit auf. Wie sich die Bauern vor dem Vermessen auf dem Felde abquälen mußten, ersieht man aus Skizze 2, auf der die einem Wirt gehörenden Landstellen stark schwarz vermerkt sind. Nach der Landvermessung dagegen erhielt derselbe Wirt sein Land auf einer Stelle (siehe Skizze 3), worauf das Hin- und Herjagen von einem Landstück zum andern aufhörte.

Skizze Nr. 3



Diese Landvermessung ermöglichte der Landwirtschaft an der Wolga großen Aufschwung und der Wohlstand unserer Bauern erhöhte sich daraufhin auch gleich in den ersten Jahren nach der Einführung dieser Reform. Es wurden Chutors und Gärten angelegt, es wurde Gras gesät usw. Hätten nicht Krieg und Revolution eingegriffen —, unsere Landwirtschaft wäre heute auch aus diesem Grunde schon ein gut Stück weiter als vor dem Krieg.

Die Sowjetregierung hob den Landbesitz auf und damit auch diese Neuentwicklung. Das Land wurde auf Grund neuer Gesetze verteilt, wobei auch die weiblichen Familienmitglieder ihren „Dusch" bekamen. Ferner kehrten viele Wolgadeutsche, die ihr Land früher verkauft und nie Landwirtschaft betrieben hatten, in ihre Kolonien zurück. Die große Not der letzten Jahre hat dann weiteres verschlechtert. Heute gibt es wohl Land in Ueberfluß, aber es fehlen Mittel und Kräfte, alles Land zu bearbeiten. Als 1907 die Landvermessung begann, sollten auf den Ländereien der Krone und der Bauernbank neue wolgadeutsche Siedlungen errichtet werden. Leider erschien schon 1909 das Einschränkungsgesetz gegen die Deutschen und die Siedlungen unterblieben. Schon Begonnenes wurde von der Regierung rückgängig gemacht. Doch gelang es, einige Siedlungen zu erhalten: vier an der Wodjanka, drei hinter Norowusensk, einige bei Jorschow. In der Revolution sind auch von diesen Siedlungen einige eingegangen. Für den Augenblick stehen neue Siedlungen schwerlich in Aussicht, wenn auch in dieser Richtung gearbeitet wird. Das Land wird heute auf 9—12 Jahre unter den ortsansässigen Arbeitsfähigen, männlich wie weiblich, verteilt. Das Land ist Staatseigentum, nicht persönliches. Der Bauer hat nur das Nutznießungsrecht.

Aus dem Alltag für die Zeit

V.

Die Arbeit ist die Grundlage unseres Lebens. Ohne Arbeit könnte der Bauer die Stadt nicht mit Nahrungsmitteln versorgen. Ohne die Arbeit des Städters erhielt anderseits der Bauer keine Kleidungsstücke, keine Maschinen, ja, nicht einmal einen Kochtopf aus der Stadt. Alles ist Arbeit. Stockte sie, ginge die Menschheit zugrunde.

Es gibt aber auch eine Arbeit, die nicht mit den Händen getan wird. Das ist die Kopfarbeit. Kopfarbeiter sind, die unsere Schulen leiten, die die Natur erforschen und ihre wissenschaftlichen Erträgnisse dem Arbeiter der Hand nützlich machen ebenso wie der Handarbeiter dem Geistesarbeiter Brot gibt, feine Stahlfeder, einen Schreibtisch, Instrumente für seine wissenschaftliche Arbeit herstellt und so in endloser Folge.

Sieh in deiner Umgebung nach, wie geistige und körperliche Arbeit ineinandergreifen, wie die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Schätze die geistige Arbeit, tue sie nicht ab als sei sie nicht mehr wert als ein „Singvogel". Ist nicht die Schule in deinem Dorf (oder hast du gar keine Schule?) notwendig? Ist sie nicht Arbeit der Kopfarbeiter? Wenn der Städter essen will, so kauft er sich beim Bauern die Lebensmittel, die ihm zusagen. Nimm, Bauer, vom Städter, vom geistigen Arbeiter, vom Gelehrten, vom Lehrer, vom Geistlichen, was dir zusagt. Wähle, aber stoße nicht alles zur Seite, als nütze es dich nichts. Es genügt nicht, lesen, schreiben und rechnen zu können. Die Geschichte der Menschheit zeigt dir, welche Fehler im Staatsleben nicht mehr gemacht werden dürfen, sie zeigt auch, welche Staatsform, welche sozialen Einrichtungen gut sind, sie lehrt dich auch, verbessernd mitzuarbeiten am öffentlichen Leben. Die Dorfkultur vorangeschrittener Völker wie die des deutschen Volkes läßt sich nicht aus dem Aermel schütteln, sie kommt nicht aus Märchenländern wie ein Geschenk, sie ist das Ergebnis beständiger Verbesserungen, geistiger und körperlicher Arbeit. Die Wissenschaft erforscht den Boden und sagt, was er bei richtiger Bearbeitung einbringt. Die Technik baut die Maschinen zu dieser Bearbeitung. Der Bauer erreicht mit Maschinen mehr als mit der bloßen Hand, als mit Holzpflug, Sichel, Sense usw. Das Dorf soll sich nicht als allein, als von der Stadt unabhängig zum Leben fähig betrachten. Das Dorf ist ebenso ein Glied des Völkerlebens wie die Stadt, der Bauer ebenso wie der Gelehrte. Allein kann das Dorf nicht vorwärtsschreiten, ebenso wie die Stadt ohne das Dorf verginge.

Die Arbeit ist nicht nur Grundlage, sie ist auch vereinigendes Band. Arbeit entwickelt.

Aber sie ist nichts ohne den Glauben. Nicht Glaube im bloßen landläufigen Sinne, nicht bloßes Kirchengehen. Glaube als Lebensgewißheit, als Wille zum Leben, als Kampf im Leben für das Leben, für das Fortschreiten in Arbeit und Bildung. Christus spricht vom Bergeversetzen, wer Glaube hätte. Es gibt, besonders im Leben der Wolgadeutschen, Berge von Sorge, Kummer, Berge von Schwierigkeiten, Prüfungen, Ozeane von Leiden und Tränen. Allein, ohne Zutun, wird alles so bleiben wie es ist. Es wird auch so bleiben, wenn man die Hände in den Schoß legt und — wartet. Worauf? Mit Zuversicht und Glaube beginne jede Arbeit! Führe sie so auch weiter trotz Fährnisse und Hindernisse. Kein Schiff, das sich seinen Weg durch den Ozean bahnt, ist vor Stürmen, ja, vor dem Untergang sicher. Und doch vertrauen wir uns ihm an, obwohl wir nie wissen, ob wir das andere Ufer denn auch gewiß erreichen. Auf wen verlassen wir uns? Auf den Kapitän nicht allein, sondern auch und zum großen Teil — auf die gewaltigen Maschinen im Rumpf des Schiffes, der inneren eigenen Lebenskraft des Schiffes. Unser Busen und unser Kopf bergen in sich Kräfte, die, richtig erkannt und angewandt, uns die Wege finden und gehen lassen, die uns zum Ziel führen: Von seiner Hände und seines Kopfes Arbeit, geleitet und veredelt durch die Zuversicht und den Lebensglauben, ein nützliches Dasein zu führen.

* * *

Wir wissen, unsere Geschichte, die Geschichte der Wolgadeutschen, hat uns mehr Enttäuschung gebracht, als uns verträglich war: unser Stammescharakter hat einen überaus starken Zug ins Mißtrauen erhalten. Wodurch? Nur einiges von vielem als Beispiel. Katharina II. gaukelte unseren Vorfahren ein Wolga-Paradies vor. Was unsere Väter dann vorfanden, wissen wir. Die versprochenen Freiheiten und Rechte wurden unseren Vätern und uns genommen. Die Beamten des Saratower Kontors drangsalierten unseren Volksstamm und beuteten ihn systematisch und verbrecherisch aus. In ihrer Niedertracht traten sie selbst die schlechtesten Gesetze mit Füßen. Unser Stamm mußte viele Jahrzehnte lang vor Beamten, vor Raubvölkern und Aufrührern um sein Leben bangen. Regelmäßig wiederkehrende Mißernten haben das Vertrauen zum Boden und Klima erschüttert. Regte sich kulturelles Beginnen, so wurde es unterdrückt. Die Fühlung mit den russischen Bauern war verboten, ja, sie wurden gegen uns aufgehetzt. Die kleinsten Vergehen wurden mit Körperstrafen geahndet. Wieviele Kolonisten haben an Ketten gelegen? Wieviele hat man durch Spitzelei auf falsche Wege zu führen gesucht, um sie als Verbrecher oder Staatsverräter oder Aufwiegler bestrafen zu können? Wozu war das notwendig? Es lag im slawophilen, deutschfeindlichen Programm.

Man könnte endlos so fortfahren. Auch wenn man Gegner jeder Uebertreibung ist —, wir wissen: unsere Geschichte bis heute war an Enttäuschungen überreich. Und wenn Pater Beratz 1918 die Ansiedlung unserer Väter an der Wolga einen schweren Geschichtsfehler nannte, so hat er damit das gesagt, was viele andere denken und dachten. Beratz ging weiter: er verlangte die Auswanderung aller Wolgadeutschen aus Rußland, weil er sich auch von der Zukunft nichts Besseres versprach. Seinen Gedanken verfocht er eifrig und glühend.

Sind unsere Enttäuschungen Grund genug zum Mißtrauen gewesen, so soll dies Mißtrauen heute nicht gerechtfertigt werden. Aber es steckt in jedem Wolgadeutschen, und wer es an sich sieht, sollte dagegen ankämpfen. Vorsicht ist ja immer besser als Nachsicht, aber über den andern herfallen, sobald auch nur irgendjemand ihn mißtrauisch verdächtigt, ist ein schwerer Fehler. Das bloße Nichtverstehen, die bloße Unkenntnis einer Sache, einer Handlung, eines Wortes ist noch kein Grund, den anderen zu verdächtigen, ihn mißtrauisch anzusehen. Leider aber gehört das Umgekehrte zu den beständigen Begleiterscheinungen des wolgadeutschen Lebens. Wer öffentliche Arbeiten zu versehen hat, weiß davon ein besonderes Lied zu singen. Und für unseren kleinen Volksstamm haben wir übermäßig viel von Leuten, die sich dieses Mißtrauen zum anderen für eigene Zwecke nutzbar machen. So haben Verleumdungen guten Boden. Die vorherige persönliche Prüfung in die Welt gesetzter Dinge ließe sicherlich so manches voreilige ungerechte Urteil zum Gegenteil werden. Mißtrauen ist ebenso folgenschwer wie manches blinde Vertrauen.

G. E. Löbsack

Russischer Bilderbogen

Ein Prozeß gegen eine Kuh. — Das Jubiläum des Balletts. — In der Transsibirischen Bahn.

In den Räumen der Moskauer landwirtschaftlichen Ausstellung wurde in diesen Tagen ein „Gerichtsverfahren" gegen eine Kuh durchgeführt, wie denn sowohl die politische wie die kulturelle Sowjetpropaganda bekanntlich gern in die Form von Gerichtsverhandlungen gekleidet wird. Der Besitzer der Kuh selbst erhob die Anklage auf Zurückbleiben im Wachstum, höchst mangelhafte Milchabgabe, Unsauberkeit, Abfressen des Strohes von den Hüttendächern ihres heimischen Dorfes und überhaupt mangelnde Eignung zu den „neuen intensiveren Formen des Wirtschaftslebens". Die Verteidigung der Kuh behauptete dagegen, daß die Kuh bei besserer Behandlung sehr leistungsfähig und ausländischen Kühen gleichwertig sein könnte und zwang den Besitzer zum Geständnis, daß er sein braves Rind nicht nur vernachlässigt und ungenügend verpflegt, sondern auch in einem Krankheitsfall anstatt des Tierarztes eine „weise Frau" zugezogen hätte. Darauf wurde die Kuh von dem Gericht mit allen Ehren freigesprochen und erkannt, daß sie und ihre etwa unter gleichen Bedingungen vegetierenden Mitkühe bei entsprechender Behandlung das geeignete Material zu fortschreitender Veredelung bilden könnten.

* * *

Es sind jetzt gerade 25 Jahre vergangen, seit das Russische Ballett, das seinen Siegeszug über die Welt genommen hat, begründet worden ist. Es entstand aus dem Ferment der Gedanken, die damals in der Schöpfung des Moskauer Künstlerischen Theaters ihre Verwirklichung fanden, jenes Theaters, in dem der szenische Naturalismus dank der innigsten Zusammenarbeit des Schauspielers, des Malers und des Regisseurs seine höchste Ausdruckskraft erlangte. Es war der Stamm, von dem sich später die Kunst Djagilews abzweigte. Der Eindruck, den das Russische Ballett bei seinem ersten Erscheinen in Westeuropa, im Pariser Châtelet-Theater im Jahre 1909, hervorbrachte, war ein ungeheurer, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Einfluß auf die dekorative Bühnenkunst des Westens überaus stark gewesen ist. In Paris ist auch soeben aus Anlaß des Jubiläums des Russischen Balletts ein Buch erschienen, das bemerkenswerte Einzelheiten über die Wanderfahrten dieses kleinen Künstlervolks, das sich seit seiner Konstituierung wiederholt erneuert hat, der Oeffentlichkeit bekannt gibt. Als Sterne erster Ordnung glänzten und glänzen noch heute Ida Rubinstein, die Pawlowa, die Karsawina, Nijinski, die Spessiva und der Generalstab der der Truppe angegliederten Musiker und Maler, darunter Strawinsky, Prokofiew, Röric, Matisse und Bakst. Alle aber überstrahlt Sergius Djagilew: ein Riesenkopf auf einem Riesenkörper, zwei kleine, helle, verschmitzt blinkende Augen, das Monokel eingekniffen, kleines schwarzes Schnurrbärtchen. Unvergessen ist vor allem auch Tamara Karsawina, die göttliche, schwermütige und unbestechliche Künstlerin, die heute als glückliche Gattin eines englischen Diplomaten fern von der Bühne lebt. Traurig ist das Schicksal Nijinskis, der, ein Gott der Grazie, unwissend wie ein russischer Bauer, sich später von der Truppe Djagilews trennte und in den Vereinigten Staaten allerlei Tollheiten trieb. Seine Erfolge trübte ein großer Kummer: das Unvermögen, ein Verfahren zu finden, das ihm gestattet hätte, seine Schöpfungen durch graphische Zeichen zu fixieren. Der Kriegsausbruch überraschte ihn in Oesterreich, wo er interniert, später aber dank der Fürsprache des Königs von Spanien freigegeben wurde. Er endete in der Irrenanstalt, wo er, in völligen Idiotismus verfallen, seine Zeit damit verbringt, auf Händen und Füßen herumzukriechen, zu wiehern und auszuschlagen; denn er hält sich für ein Pferd.

* * *

Arnaldo Cipolla, der russische Sonderberichterstatter der „Stampa", plaudert in seinem letzten Reisebrief über die Eindrücke, die ihm eine Fahrt auf der transsibirischen Bahn von Moskau nach dem Ural vermittelte. Angesichts der Reizlosigkeit der Landschaft, durch die die Bahn fährt, beschäftigte er sich um so eingehender mit seinen Mitreisenden und hauptsächlich mit denen der dritten Klasse der Bahn, deren Rahmen in lebendigen Einzelbildern einen eindrucksvollen Ausschnitt des Lebens im heutigen Sowjet-Rußland umfaßt. „In der dritten Klasse der transsibirischen Bahn", schreibt er, „scheint sich jedermann vom Morgen bis zum Abend angelegentlich mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen. Man liest ungemein viel. Jedes Städtchen hat seine Zeitungen und jeder Bahnhof, auch der kleinste, seine Buchhandlung. Ich bemerke, daß jede Station für die durstigen Reisenden ein großes Bassin gekochten Wassers zur Verfügung hält, ganz zu schweigen von den kleinen Häuschen, in denen ständig kochendes Wasser für die Teebereitung bereitgehalten wird; denn niemand reist ohne seinen Teekessel, dem er unterwegs eine ganz unmögliche Zahl von Tassen entnimmt. Die Bahnhofsrestaurants sind mit allen guten Dingen reichlich versehen, und außerhalb des Restaurants findet man obendrein stets eine Art Markt, wo die Bauern die appetitlichsten Sachen feilhalten. Der Speisewagen der transsibirischen Bahn präsentiert sich aber geradezu als ein üppiges Luxusrestaurant. Als ich ihn betrat, glaubte ich, mich inmitten einer Weihnachtsbescherung zu befinden; in jedem Winkel sieht man Pflanzen und Blumen, eine Dekoration von vielfarbigen Glaslampions; daneben fehlt niemals das Klavier. Auf seinen Tasten versuchen sich furchtbare Stümper; zuweilen setzt sich aber auch einer daran, dem man gern zuhört. Von 10 Uhr bis 12 Uhr nachts ist in der dritten Klasse Ball. Man tanzt mit Leidenschaft und unter den schwierigsten Verhältnissen, die noch dadurch vermehrt werden, daß es den Tänzern in den Kurven schwer wird, sich auf den Beinen zu erhalten. Mit uns reist auch eine Theatergesellschaft, deren Ziel Wladiwostok ist. Das schöne Geschlecht ist deshalb unter uns zahlreich vertreten. Nach Mitternacht drängen sich an den Fenstern der Korridore die Liebespärchen, die sich eng umschlungen halten und die Geheimnisse ihres Herzens den zahllosen Kiefern anvertrauen, an denen der Zug vorbeigleitet. Der Einzige,

der mit keinem spricht, ist ein in der ersten Klasse fahrender mongolischer General, der Kriegsminister einer der mongolischen Republiken jenseits des Baikal-Sees. Bei dem Wort Mongole denkt man gewöhnlich an einen Menschen in halbwildem Zustand. Diese Häupter und Führer der primitiven Bevölkerung Mittelasiens sind aber heute in Wahrheit raffinierte Intellektuelle, die in Berlin studiert und sich dann in Moskau bei den kommunistischen Führern weitergebildet haben. Sie sind diesen Chefs blind ergeben und verbreiten als gelehrige Schüler das, was sie von den Meistern gelernt haben, in ihrer Heimat weiter. So genügen zehn Personen dieser Art bei jedem der Nomadenvölker Asiens, um diese kleinen Glieder der Sowjet-Republik fest mit der russischen Sache zu verschmelzen und der Bevölkerung den Haß gegen die Zivilisation des Westens einzupflanzen."

Brief aus Deutschland

Berlin, Mitte Oktober.

Wie denkt der Deutsche im Ausland, fern der alten Heimat, über sein Vaterland, wenn er von seiner heutigen Lage hört? Was denkt er, wenn er liest, daß die Mark, dieses früher so hoch angesehene Geld jetzt das schlechteste der Welt, noch schlechter als der Bolschewistenrubel ist? Was denkt er, wenn er hört, daß der Landwirt seine gute Ernte nicht verkauft, weil kein wertbeständiges Geld vorhanden ist und so das Volk, wie ein Vertreter landwirtschaftlicher Interessen jüngst im Reichstage sagte, bei vollen Scheunen verhungern muß. Was denkt er, wenn er erfährt, daß in ein und derselben Stadt Menschen in Ueberfluß und Luxus leben, die ihre Hunde mit Schokolade und Kuchen füttern, während sie für die Alten, die Rentner nichts übrig haben und diese entweder sich selbst den Tod geben oder dem Hungertode zum Opfer fallen. Was denkt er, wenn er sieht, daß die Führer der deutschen Großindustrie, sozusagen hinter dem Rücken der Regierung des Reiches, mit Frankreich verhandeln, um ihre Interessen sichergestellt zu sehen. Was denkt er, wenn er den Hader der sich aufs heftigste bekämpfenden, gut ein halbes Dutzend Parteien hört, was, wenn er sieht, daß überall das Privatinteresse, die Interessentenpolitik in den Vordergrund tritt und die wahren Volks- und Gemeinschaftsinteressen zurücktreten, das geschlossene Hoch wie Niedrig, Arm und Reich einheitlich durchdringende Gefühl des „Volk in Not" nicht vorhanden ist?

Was denkt er? Er möge nicht zu schlecht vom alten Vaterlande denken. Möge nie vergessen, was wir in den letzten neun Jahren an Leiden und Hunger, an Sorgen und Enttäuschungen haben ertragen müssen. Wer es nicht miterlebt hat, wird es sich nie in dem vollen Maße der Wirklichkeit vorstellen können. Man denke nur an die letzte furchtbare Notwendigkeit, die, den Ruhrkampf bedingungslos aufgeben zu müssen. Aber er lasse sich durch all das nicht verbittern, nicht zur Verurteilung der Heimat und ihrer Regierung hinreißen, sondern er behalte mit den Besten von uns hier den Glauben daran, daß es einst besser wird, und er führe mit uns den moralischen Kampf um Deutschlands Recht und Rhein. —

Die politischen Verhältnisse sind ungeklärter denn je. Infolge der Forderung der Schwerindustriellen und Großgrundbesitzerkreise nach Abschaffung des Achtstundentages, Einschränkung der sozialen Hilfe und Einbeziehung der Deutschnationalen (der am weitesten rechts stehenden) Partei in die Regierung, trat das Ministerium Stresemann zurück. Dr. Stresemann wurde aber mit der Bildung eines neuen Kabinetts sofort wieder beauftragt. Die neue Regierung enthält zwar einige neue Minister, ist aber sonst von der alten nicht sonderlich verschieden. Die Wünsche der oben genannten Gruppen fanden keine Berücksichtigung. Die neue Regierung will sich durch ein „Ermächtigungsgesetz" besondere Vollmachten und eine Art diktatorischer Gewalt übertragen lassen.

Die Lage im Reich ist außerordentlich schwierig. Eine große Sorge ist die Wiederinbetriebnahme der Wirtschaft und Produktion im Ruhrgebiet, die sieben Monate stillgestanden hat. Diese Sorge ist um so größer, da infolge der schlechten Konjunktur die Arbeitslosigkeit im übrigen Deutschland außerordentlich zugenommen hat. Die von den Franzosen und einer Schar gewissenloser Deutscher betriebenen Bestrebungen, das Rheinland von Deutschland loszureißen, sind bisher trotz aller Regie- und Propagandakünste an der deutschen Gesinnung der Bevölkerung gescheitert. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß diese deutsche Gesinnung etwa aufhören oder sich wandeln könnte. Viele innerpolitische Schwierigkeiten bereiten der Reichsregierung noch die Länder Bayern und Sachsen. In Bayern, dessen Regierung, stark rechts gerichtet, sich auf die sogenannten „Vaterländischen Verbände" und die Hitlergarden stützt oder doch von ihnen den Impuls erfährt, ist kürzlich ein Generalstaatskommissar ernannt worden. In Sachsen und Thüringen, den nächsten Nachbarn Bayerns, herrscht eine scharf links orientierte Regierung, in Dresden sind sogar die Kommunisten jetzt in die Regierung eingetreten. All diese scharfen Zuspitzungen der Situation, die häufige Drohung mit dem Bürgerkrieg von beiden Seiten haben die Reichsregierung vor einiger Zeit zur Verhängung des Ausnahmezustandes über ganz Deutschland veranlaßt. W. Nowak.

Ueber Bremen nach der Neuen Welt

Von W. Nowack.

III. (Schluß.)

Nach der Besichtigung der Auswandererhallen des Norddeutschen Lloyd mache ich noch einen Besuch in den Auswandererhotels der Firma Mißler. Mißler und der Norddeutsche Lloyd sind seit jeher eng verbunden und seit dem Wiederaufbau des deutschen Seeschiffahrtswesens hat eine Verschmelzung stattgefunden. Den Wolgadeutschen ist ja — wie auch jedem Russen oder Einwohner der Oststaaten — das Haus Mißler gut bekannt. So reizte eine Besichtigung der Unterkunfts-, Verpflegungs- und sonstigen Anlagen für die Auswanderer ganz besonders.

Die Unterkunftsanlagen Mißlers liegen nicht so bequem wie die des Norddeutschen Lloyd in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Sie sind jedoch vom Bahnhof aus mit der Straßenbahn leicht zu erreichen. Vor dem Verwaltungsgebäude des Hauses Mißler steigen wir aus. Hier werden für die Passagiere in genau derselben Weise die notwendigen Formalitäten erledigt wie beim Norddeutschen Lloyd.

Unter der Führung des Leiters der großen Mißlerschen Hotels geht es dann an deren Besichtigung. Zuerst wird das jüdischen Auswanderern vorbehaltene Hotel Warschau besichtigt. Trotz des energischen Kampfes der Verwaltung für Reinlichkeit und frische Luft ist hier ein Sieg über galizische Traditionen nicht zu erzielen. Und so ist denn in diesen Räumen eine Luft, daß man es vorzieht, nur noch schnell einen Blick in die koschere Küche zu werfen und dann — erst wieder draußen aufatmend — das Haus zu verlassen.

Ganz anders sieht es in den anderen Hotels aus. Sie sind nur noch zum Teil mit Massenquartieren ausgestattet. An Stelle der 50—60 ja 100 Personen fassenden Säle sind Kammern und Räume, die zwischen 3 und 20 Reisenden Unterkunft gewähren, getreten. Die Reinlichkeit ist vorzüglich, die Lüftung gut. Die Hotelgäste müssen in den Vormittagsstunden ihre Zimmer freimachen. Dann dringt eine Schar von Scheuerfrauen in die Räume ein und reinigt und lüftet alles, so daß nacher eine Sauberkeit und Frische wie in einem Krankenhause herrscht.

Einen besonders guten Eindruck macht das Hotel Washington. Auch dieses dient zur Aufnahme von Reisenden der III. Klasse. Hier gibt es nur noch Zimmer, die einen ausgezeichneten Eindruck machen. Hier werden die deutschen Auswanderer untergebracht. Sie haben auch ihren eigenen Speise- und Aufenthaltsraum. An weißgedeckten Tischen wird gerade das schmackhafte Mittagessen serviert: eine kräftige Fleischsuppe, Riesenportionen von Rindfleisch mit Kartoffeln und Zwiebeltunke.

Der Auswanderer wird — das ist jedenfalls der Eindruck, den man aus Bremen mitnimmt — nicht als Ware angesehen und behandelt, sondern als Mensch.

Der Leiter der Mißlerschen Auswandererhotels ist ein Deutsch-Amerikaner, der jahrelang als Beamter auf Ellis-Island, der Landungsstätte für alle Passagiere der dritten Klasse, tätig war. Er erzählt uns noch mancherlei von dieser letzten und keineswegs leichtesten Passierstation, die der Auswanderer durchschreiten muß, ehe er endgültig den Boden der Vereinigten Staaten betreten darf. Träneninsel wird von den Amerikanern diese letzte Durchgangsstation genannt. Und man versteht diese Bezeichnung, wenn man hört, daß im letzten Jahr allein 13 731 Einwanderer hier zurückgehalten und zum Teil nach der Heimat zurückgesandt wurden. Unendliche Schwierigkeiten entstehen durch die Beschränkung der Einwanderer durch die Vereinigten Staaten. Es sind sogenannte Quoten festgesetzt, und zwar dürfen in jedem Jahr 6 % mehr Angehörige einer Nation zuwandern als in den Vereinigten Staaten bereits ansässig sind. Das ist für einzelne Länder, die eine sehr starke Auswanderung besitzen (Rußland, Polen, Rumänien), sehr ungünstig. So ist zum Beispiel für das Jahr 1923/1924 die Einwandererquote der oben genannten Staaten bereits jetzt gefüllt und Angehörige dieser Länder können erst wieder ab Juli 1924 in den Vereinigten Staaten landen. Die Not derjenigen, die nun in Ellis Island zurückgewiesen werden, ist meist so groß und offenkundig, daß im letzten Jahr annähernd 3000 Einwanderer über die Höchstquote hinaus zugelassen wurden.

In Ellis Island werden die Einwanderer noch einmal untersucht, ihre Kenntnisse im Lesen und Schreiben geprüft, ihre Papiere und die materiellen Verhältnisse (jeder Auswanderer muß mindestens 25 Dollar in Geld vorzeigen) nachgesehen. Erst wenn all dies erledigt ist, darf der Einwanderer Ellis Island verlassen und sich auf den Weg machen, im neuen Land ein neues Glück zu suchen, ein neues Schicksal zu zimmern.

Ziele und Urteile anderer

Die antireligiöse Propaganda in den deutschen Wolgakolonien.

Die Pokrowsker „Nachrichten", das Organ der Kommunistischen Partei des Gebiets der Wolgadeutschen, veröffentlichen den nachstehenden Vorschlag eines ihrer Leser, wie die von der Partei geführte antireligiöse Propaganda unter der Bauernschaft Erfolg erzielen könnte:

„Der antireligiösen Propaganda wird in letzter Zeit große Aufmerksamkeit gewidmet. Viel wird in der Presse und auf Versammlungen darüber debattiert, wie am zweckmäßigsten gegen den religiösen Fanatismus zu kämpfen sei, um die besten Resultate zu erzielen. Im allgemeinen ist man sich darüber einig, daß man auf diesem Gebiete sehr vorsichtig und bedachtsam vorangehen muß, da widrigenfalls alle Mühe und Arbeit erfolglos sein kann. In unserem Gebiete liegt dieses Arbeitsfeld nahezu brach. Die bisherige Arbeit bewegte sich hauptsächlich im Rahmen der Zeitungsartikel. Wir haben es zumeist mit der Dorfbevölkerung zu tun, daher muß auch die Propagandamethode eine andere sein, denn die Psychologie des Dorfbewohners unterscheidet sich von der des Stadtbewohners sehr.

Wenn die antireligiöse Propaganda, wie sie bei uns gepflegt wird, einen gewissen Einfluß auf den Arbeiter ausübt, so verliert sie fast gänzlich ihren Wert den Bauern gegenüber. Die Bauernmasse kümmert sich sehr wenig um Zeitungen und sonstige Literatur, sie begnügt sich vielmehr mit der Bibel. Dann geht die Masse auf die antireligiöse Propaganda schwerlich ein — nicht deshalb, weil sie so fest an die Religion hält, sondern im Gegenteil deshalb, weil sie sich in ihrer Mehrheit gleichgültig derselben gegenüber verhält. Wenn der Bauer in die Kirche geht, so geschieht dies meistens nicht aus Religiosität, sondern deswegen, weil die Kirche gewissermaßen auf dem Dorfe die Stelle des Theaters und Kinos vertritt. Genosse Trotzky sagt: „Die Kirche wirkt durch bühnenmäßige Einwirkungen auf das Auge, auf das Ohr und auf die Nase (Weihrauch), sie wirkt durch ihre Vermittlung auf die Einbildungskraft und auf das Bedürfnis nach Schaustellungen beim Menschen, auf das Bedürfnis, irgend etwas Besonderes zu sehen und zu hören, ja, irgend etwas Aufregendes, das die banale Wirklichkeit verändert, ein großes unauslöschliches Bedürfnis, das von der Kindheit bis ins hohe Greisenalter erhält". Die breite Masse kann daher von den Kirchengebräuchen nicht durch antireligiöse Propaganda und Kritik freigemacht werden, sondern sie müssen vielmehr durch neue Sitten ausgemerzt werden, durch neue Zerstreuungen, durch neue kultivierte Darbietungen. Daher müssen wir unsere antireligiöse Propaganda damit beginnen, daß wir dem Dorfe das Theater und Kino zugänglich machen und der Kirche dadurch ihre Macht nehmen, dann wird uns der Sieg auch an dieser Front sicher sein."

Die Redaktion der „Nachrichten" bemerkt hierzu, dieser Vorschlag bleibe auf halbem Wege stehen und sagt dann werbend:

„Der Grundstein der antireligiösen Propaganda bleibt doch immer die Verbreitung der Wissenschaft, und insbesondere der Naturwissenschaft. Denn Religion und Wissenschaft sind zwei sich kraß gegenüberstehende Dinge. Zur Verbreitung des Wissens unter der Bevölkerung muß in erster Reihe die Lehrerschaft beitragen, indem sie sucht die Zeitung zu verbreiten."

•

Deutschlands Krisis in russischer Beleuchtung.

Der Berliner Korrespondent der „Prawda" schreibt, wie der Ost-Expreß meldet, in seinem letzten Bericht, die Art, wie die Kommunistische Partei Deutschlands die Agitation in revolutionärem Sinn ganz offen und systematisch betreibe, lasse nichts zu wünschen übrig. In der Sozialdemokratischen Partei sei dagegen nur eine unheilbare Verwirrung der leitenden Kreise zu bemerken. Der Berliner Mitarbeiter der „Iswestija" schreibt in gleichem Sinne. Ein Leitartikel dieses Blattes erinnert daran, daß der Gedanke, die Unterstützung der Weltrevolution mit allen Mitteln zu betreiben, nie schlummern dürfe; das Anschwellen der „neunten Welle", der Arbeiterrevolution in Deutschland, nehme heute in erster Linie die Aufmerksamkeit Sowjetrußlands in Anspruch.

•

Seufzer am Grab.

Unter dieser Ueberschrift erzählt im „Rul" (9. 10.) ein gewisser Milizin in bewegten Worten, wied ie Insassen eines russischen Heims in Berlin kürzlich von einem Vertreter des Wohnungsamts aufgefordert wurden, das Heim binnen weniger Stunden zu räumen. Es sei zwischen den Insassen und dem Vertreter hierüber eine längere Unterhandlung entstanden. Milizin sagt, man habe dem Beamten, einem Sozialdemokraten, vorgehalten, daß Deutschland eine demokratische Republik und die Sozialdemokratische Partei eine Regierungspartei sei. Deshalb müßten solche Ausiedlungsbefehle zum mindesten Wunder nehmen. Der Beamte habe darauf erwidert:

— Staatsmacht bleibt Staatsmacht!

Die Insassen hätten sich damit jedoch keineswegs zufrieden gegeben, sondern weiter verhandelt. Während des Gesprächs sei dann, erzählt Milizin nicht ohne leise Ironie, mehreremal das unvermeidliche „Zusammen....." (wohl „Zusammenhalten der Deutschen und Russen", Red. d. Wgd.) ausgesprochen worden. Und nun kommt ein Treffer, den die Heiminsassen wohl als ganz besonders wirksam gehalten haben müssen. Sie sagten vorwurfsvoll ungefähr so:

— Man bedrängt uns in der Wohnungsfrage, man läßt uns mit allerlei Karten (Brot- und Zuckerkarten) keine Ruh'. Ja, unser sind viel hier. Aber noch mehr gibt es in Rußland Deutsche. Und sie erfreuen sich dort vollen Rechts.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns ein, daß im gleichen „Rul" im vorigen Jahr die rußlanddeutschen Kolonien am Schwarzen Meer einmal „germanstija kolonii" genannt wurden, was mit „reichsdeutsche Kolonien" zu übersetzen ist. Als „Deutschlands Spione" wurden während des Weltkriegs die Rußlanddeutschen vergewaltigt. Sie waren und sind aber russische Staatsbürger. Die russischen Emigranten in Deutschland sind keine Reichsdeutschen, trotzdem und trotz der Kriegsdinge werden sie aber, eben weil Deutschland nicht nachträgt, nicht wie richtige Ausländer behandelt. Als Rußlanddeutsche möchten wir aber der geschichtlichen Wahrheit halber korrigieren, daß wir uns der „vollen Rechte" in Rußland nur schwer bewußt gewesen sind.

Aus Nord- und Südamerika

Ueber die Folgen von Kälte und Schnee in Calenfu, Arg., schreibt uns unser geschätzter Landsmann Juan A. Roth unterm 2. September: In diesen Tagen wurden die Bewohner der Pampa durch lang anhaltenden Regen und durch große Schneestürme heimgesucht, die unter dem Vieh Tausende von Opfern forderten. Die Weideplätze bieten traurige Bilder: in Massen liegt verendetes oder halbtotes Vieh. Viele Bauern stellen mit Entsetzen fest, daß von ihren Herden 30 und mehr Stück Vieh eingegangen sind. Das meiste Arbeitsvieh war infolge von auftrengender Arbeit bei Futtermangel abgemagert und dann tagelang obdachlos Schnee und Kälte preisgegeben. Am 27. August abends setzte ein kalter Regen ein, der bis zum 28. anhielt, dann fiel Schnee und es wehte ein eiskalter Südwind. Wir hatten stellenweise bis zu 1 Meter Höhe Schnee. Die Kälte steigerte sich und man erzitterte bis aufs Mark. Unserer Packtkolonie kam der angrenzende Wald zugute, wo auch unser Vieh Schutz fand. Jedoch vernichtete die anhaltende Kälte viel Vieh, so daß die meisten Bauern von ihren 25—30 Stück Vieh nur 10—15 zurückbehielten. Der Ueberschuß der Ernte muß jetzt zum Ankauf von Pferden verwandt werden. Die Saat steht schön, so daß wir Hoffnung auf eine gute Ernte haben. Eine solche ungünstige Witterung ist seit vielen Jahren nicht mehr beobachtet worden.

Pater Gottlieb Beratz
† Frühjahr 1921

Neu erschienen! 2. Auflage!

Die
deutschen Kolonien
an der unteren Wolga
in ihrer Entstehung und ersten Entwickelung
Von
Pater Gottlieb Beratz †
306 Seiten

Sauberer Druck, gut leserliche Schrift, haltbares Papier, fest broschiert. 13 Abbildungen aus den Kolonien und aus der Zeit der großen Hungersnot. 1 Bild des Verfassers. — Preis: für Deutschland 4 Goldmark; für die Vereinigten Staaten und Kanada 1 Dollar; für Argentinien 3 Pesos.

Erhältlich bei unseren Vertretern:
in Kanada: bei Herrn A. Schick: Winnipeg, Manitoba, 513 Boyd Ave., bei Herrn Gottfried Keil.
in den Vereinigten Staaten: bei Herrn Fr. Bier: Fresno, Californien, bei Broth. Kinzl.
in Argentinien: bei Herrn S. Stieglitz: Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

300 Beratz-Bücher

werden umsonst abgegeben an die 300 ersten Besteller der Zeitung „Der Wolgadeutsche" auf das Jahr 1924. Das Bezugsgeld (7½ Pesos oder 2½ Dollar) ist gleich bei der Bestellung mitzuschicken. — Bei direkten Bestellungen wende man sich an:

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin W. 57, Yorckstr. 46

Liste

der 1923 aus dem Heimatbezirke Frankfurt a. d. Oder nach Nord- und Südamerika ausgewanderten wolgadeutschen Hungerflüchtlinge

Anschütz	David	August	nach	Nord-Amerika
"	Maria Kath.	"	"	"
"	Jakob	"	"	"
"	Amalia	"	"	"
"	Karl	"	"	"
"	Heinrich	"	"	"
"	David	"	"	"
"	Nikolaus	"	"	"
"	Alexander	"	"	"
"	Jakob	"	"	Süd- "
Asselborn	Joseph	April	"	"
"	Joseph	"	"	"
"	Margarethe	"	"	"
"	Joseph	"	"	"
"	Michel	"	"	"
"	Angelika	"	"	"
Baal	Michel	"	"	"
"	Alexander	"	"	"
"	Jakob	"	"	"
Bayer	Jakob	"	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	Anna	"	"	"
Becker	Anna Maria	Sept.	"	Nord- "
Berger	Jakob	April	"	Süd- "
"	Anna Marg.	"	"	"
"	Kathar.	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
Bissing	Friedrich	August	"	Nord- "
"	Katharina	"	"	"
"	Wilhelmina	"	"	"
"	Leo	"	"	"
"	Jakob	"	"	"
"	Margar.	"	"	"
"	Konstantin	"	"	"
"	Paulina	"	"	"
"	Wilhelmina	"	"	"
"	Eduard	"	"	"
"	Peter	"	"	"
Bopp	Christian	Juli	"	"
Borgardt	Friedrich	"	"	"
"	Christins	"	"	"
"	Gottfried	"	"	"
"	Amalia	"	"	"
Brehm	Alexander	August	"	"
"	Minna	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
"	Elisabeth	"	"	"
"	Maria	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
"	Frieda	"	"	"
Dreith	Georg	Juni	"	"
"	Katharina	"	"	"
Dellos	Gottfried	Juli	"	"
"	Maria Kath.	"	"	"
"	Anna	"	"	"
"	Heinrich	"	"	"
"	Amalia	"	"	"
"	Luise	"	"	"
Durban	Georg	April	"	Süd- "
"	Barbara	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
"	Paulina	"	"	"
Detzel	Katharina	August	"	Nord- "
"	Alexander	"	"	"
"	Adam	"	"	"
Eisenbach	Barbara	"	"	"
Falkenstein	Georg	"	"	"
"	Maria	"	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	Rosa	"	"	"
"	Maria	"	"	"
Fesser	Johannes	Juni	"	Kanada
"	Johannes	"	"	"
"	Helena	"	"	"
Friedrich	Dorothea	Juli	"	Nord-Amerika
"	Sophia	"	"	"
"	Maria Kath.	"	"	"
"	Juliana	"	"	"
"	David	"	"	"
Flat	Philipp	August	"	Kanada
"	Alexander	"	"	"
Froschheitzer	Konrad	Juli	"	Nord-Amerika
"	Lydia	"	"	"
"	Victor	"	"	"
Gerhardt	Katharina	August	"	"
"	Magdalena	"	"	"
"	Antonina	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
Gerlig	Anna	August	nach	Nord-Amerika
Geiß	Heinrich	"	"	"
"	Gottlieb	"	"	"
"	Heinrich	"	"	"
"	Emmanuel	"	"	"
"	Karl	"	"	"
"	Emma	"	"	"
Grünwaldt	Pankratius	"	"	"
"	Scholastika	"	"	"
"	Klara	"	"	"
"	Alfons	"	"	"
"	Johannes	"	"	Süd- "
Groß	Gottfried	"	"	"
"	Maria Elis.	"	"	"
Gräs	Reinhold	"	"	Kanada
Großmann	Gottlieb	"	"	Nord-Amerika
"	Elisabeth	"	"	"
"	Otto	"	"	"
Hartung	Konrad	"	"	Kanada
Hartmann	Georg	"	"	Nord-Amerika
"	Katharina	"	"	"
Heidt	Anna	April	"	Süd- "
"	Edmund	"	"	"
"	Helene	"	"	"
"	Amalie	"	"	"
"	August	"	"	"
"	Paulina	"	"	"
Herrmann	Gottlieb	August	"	Nord- "
"	Sophia	"	"	"
Hoffmann	Georg	"	"	"
"	Henriette	"	"	"
"	Maria	"	"	"
Jakob	Georg	April	"	Süd- "
"	David	"	"	"
"	Paulina	"	"	"
"	Anna	"	"	"
Keller	Heinrich	Juni	"	"
"	Philipp	"	"	"
"	Kath. Elis.	"	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	Alexander	"	"	"
Kreis	Jakob	August	"	Nord- "
Kerner	Emilie	"	"	"
"	Alexander	"	"	"
"	Augusta	"	"	"
"	Adolf	"	"	"
"	Johannes	"	"	"
Kling	Johannes	"	"	"
"	Charlotte	"	"	"
Konstanz	Luise	Juni	"	"
Keiner	Annemaria	"	"	"
"	Maria	"	"	"
"	Adam	"	"	"
Kammerzell	Amalia	"	"	Süd- "
"	Bertha	"	"	"
Lied	Heinrich	"	"	Nord- "
"	Georg	"	"	"
"	Klara	"	"	"
"	Kath. Christ.	"	"	"
"	Elise	"	"	"
Lorenz	Konrad	"	"	"
"	Kath. Elis.	"	"	"
"	Maria Kath.	"	"	"
"	Amalia	"	"	"
"	Anna	"	"	"
"	Margarethe	"	"	"
"	Konrad	"	"	"
"	Heinrich	"	"	"
Lell	Christoff	August	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	Maria	"	"	"
"	Leokadia	"	"	"
Loos	Joseph	"	"	"
"	Elisabeth	"	"	"
Lieder	Jakob	"	"	"
"	Theresia	"	"	"
"	Emilie	"	"	"
Lehmann	Philipp	"	"	"
"	Charlotte	"	"	"
"	Friedrich	"	"	"
Michel	Christian	Februar	"	Kanada
"	Amalia	"	"	"
"	Artur	"	"	"
"	Bertha	"	"	"
Müller	Johannes	Juli	"	Nord-Amerika
"	Georg	"	"	"
"	Erna	"	"	"
"	Johanne	"	"	"
Mollecker	Peter	"	"	Süd- "
"	Bertha	"	"	"
"	Paul	"	"	"
"	Peter	"	"	"
"	Katharina	"	"	"
"	David	"	"	"
"	Franziska	"	"	"

(Schluß folgt.)

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Deutsches Schulwesen in Kongreßpolen. Wie die „Lodzer Freie Presse" mitteilt, sind in den letzten vier Jahren von den 38 städtischen Volksschulen 18, also fast die Hälfte, aufgelöst worden. Auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten sieht die Sache noch schlimmer aus. 22 deutschen Schulen wurde ihr Eigentum an Land, Gebäuden und Schulinventar ganz oder teilweise abgenommen. 49 deutsche Volksschulen wurden aufgelöst, 31 Schulen polonisiert. In Wirklichkeit sind die Zahlen noch sehr viel höher, da es nur sehr schwer möglich ist, von den zerstreut und oft weit voneinander entfernt liegenden Ortschaften zuverlässiges Zahlenmaterial zu erhalten. Außerdem werden zahlreiche Schulen im geheimen dadurch polonisiert, daß man auf die Lehrer, mit Versprechungen und Drohungen einen Druck ausübt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Die Sternwarte in Pulkowo bei Petersburg. Etwa zwei Werst von Petersburg liegt das bekannte Observatorium von Pulkowo. Kommt man zum Eingang, so liegen an der einen Seite die Wohnungen der Angestellten, an der anderen Seite die Räume, in denen die Arbeit vor sich geht. In den ersten zwei Räumen befinden sich die Instrumente, mit denen die Stellung der Sterne bestimmt wird. Die Bestimmung und Kontrolle wird mit aufs genaueste arbeitenden Vorrichtungen, in manchen Fällen sogar mit Hilfe des Mikroskopes, ausgeführt. Die hier erreichten Ergebnisse dienen den Astronomen der ganzen Welt als Grundlage für ihre Berechnungen und eine ganze Reihe westeuropäischer Observatorien benützen sie für ihre Arbeiten. Das nächste Zimmer ist ein großer runder Saal. Hier befindet sich die sog. „Pulkowo-Zeit", die genaueste Zeituhr der Republik. Genau um 12 Uhr mittag wird von den Kronwerken der Festung ein Kanonenschuß abgegeben. Von der Telegraphenstation wird überallhin, wo eine telegraphische Verbindung besteht, die genaue Zeit gemeldet. Täglich um 7.55 morgens wird die Uebermittlung von Telegrammen unterbrochen und es ertönt das verabredete Signal, nach dem die Uhren gestellt werden. In einem runden großen Saale steht ein Teleskop mit einem Refraktor von 15 Zoll Durchmesser. Dieses Teleskop befindet sich dort seit der Gründung des Observatoriums 1839 und war damals das größte der Welt. Im Laufe der 80 Jahre, die seitdem vergangen sind, sind viele Vervollkommnungen an dem Apparat angebracht worden, und bis heute ist er eines der besten Instrumente des Observatoriums.

Ein anderes großes Teleskop befindet sich in einem besonderen Gebäude im Garten. Das ist das größte Teleskop in Rußland mit einem Refraktor von 30 Zoll im Durchmesser. Vor noch nicht langer Zeit war es noch das größte Teleskop der Welt. Die neuesten Einrichtungen zur Beobachtung von Himmelserscheinungen sind hier angebracht. Der Sitz des Beobachters bewegt sich je nach Bedarf hinauf, hinunter und rund um den Raum. Das Dach ist ebenfalls beweglich. Nebenbei bemerkt wiegt dieses Dach 3000 Pud und wird durch elektrischen Strom in Bewegung gebracht. Außerdem läßt es sich auch durch einen einfachen Handgriff in Bewegung setzen. Der 30 Zoll im Durchmesser zählende Refraktor wurde 1885 aufgestellt. Das Glas dazu war in Paris hergestellt worden, während der Schiff in Amerika ausgeführt wurde. Das ganze Objektiv, das aus zwei Scheiben besteht, wiegt 11 Pud. Der Wert des Refraktors betrug 200 Mill. Rubel. Das ganze Teleskop ist sieben Saßhen (1 Saßhen = 2,134 Meter) lang. In diesem Jahr wurde aus England ein Spektograph besorgt, der speziell für Sonnenbeobachtungen bestimmt ist. Bis jetzt hatte das Observatorium noch kein derartiges Instrument besessen. Auf einem der Gebäude erhebt sich ein ausschließlich zur Beherbergung dieses Instrumentes bestimmter Turm. Neben dem Observatorium befindet sich eine seismographische Station. Diese hat ihre Tätigkeit seit kurzem wieder aufgenommen.

Es sind auch Apparate aufgestellt, mit denen man den Lichtstrahl, der auf eine sich in Bewegung befindende photographische Platte einwirkt, beobachtet und dadurch die Schwankungen des Bodens verzeichnet und Erderschütterungen feststellt, die in einer Entfernung von Tausenden von Werst stattfinden. Bis vor kurzem hatte die Station mit recht unvollkommenen mechanischen Instrumenten arbeiten müssen. Mit Hilfe der oben beschriebenen optischen Apparate gehört die seismographische Station von Pulkowo zu den erstklassigsten Stationen der Welt.

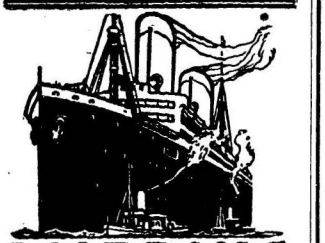
Warum ergraut das Haar? Die neueren Forschungen über die Entstehung der Haar- und Hautfärbung haben ergeben, daß aus farblosen Vorstufen unter Einwirkung eines vom Organismus gebildeten Fermentes dunkel gefärbte, unlösliche Körper entstehen, die sog. Pigmente, welche der Haut und dem Haar die Farbe verleihen. Diese Pigmente treten beim Menschen z. T. schon vor der Geburt auf, besonders früh in den Kopfhaaren und den Flaumhärchen, nämlich bereits im 5. Embryonalmonat; die Hautpigmente bilden sich dagegen meist erst nach der Geburt unter der Einwirkung des Lichtes. Bei den Haaren geht diese Pigmentbildung in den Wurzeln vor sich, nicht in den Haarschäften selber, die nur fertiges Pigment enthalten können. Hört die Pigmentbildung in einem wachsenden Haare plötzlich auf, so kann es geschehen, daß der obere Teil gefärbt ist, während der untere Teil infolge Aufhörens der Pigmenterzeugung weiß erscheint. Beim gealterten Menschen ist der Pigmentmangel in den Haaren eine normale Erscheinung; über das Zustandekommen dieses Ergrauens standen sich bisher zwei Anschauungen gegenüber. Die eine, die vor allem von dem bekannten russischen Forscher Metschnikoff vertreten wurde, nahm an, daß das Haar im Alter seinen Farbstoff wieder abgibt, seine Pigmente also wieder verliert. Die andere Ansicht dagegen, deren Richtigkeit jetzt sicher erwiesen ist, nimmt ein Aufhören der Pigmenterzeugung an. Mit Hilfe der neuen biochemischen Methoden ist es gelungen zu zeigen, daß im Alter in den Haarwurzeln kein pigmentbildendes Ferment mehr vorhanden ist. Da die Haare allmählich ausfallen und unter normalen Bedingungen immer durch neue Haare ersetzt werden, treten nun immer mehr farblose Haare auf, bis schließlich das Grau in reines Weiß übergegangen ist.

Luftlinie Schweden — Persien. Die Firma Junkers stellte mit dem 15. Oktober den Betrieb auf den Fluglinien Moskau—Charkow—Rostow—Baku—Tiflis zeitweilig ein. Inzwischen wird die Organisation der Fluglinie Schweden—Moskau vorbereitet, um im nächsten Frühjahr die ganze Linie Schweden—Persien in Betrieb nehmen zu können.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Verband der Wolgadeutschen Bauern
G. m. b. H.
Berlin W 57 :: Yorckstraße 46, I
Telephon: Kurfürst 3224
Filialen in Canada, den Vereinigten Staaten und Argentinien
Import — Export — Engros
Vertretungen deutscher Firmen
Lieferung jeder Art von Waren und Werkzeugen
für die Landwirtschaft und den Haushalt
Ankauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Getreide und Häute
Förderung und Unterstützung wolgadeutscher Siedlungsangelegenheiten
Beschaffung von Schiffskarten nach jedem Reiseziel
Verlag und Vertrieb von Büchern und Zeitschriften aus allen Gebieten des Wissens und der Unterhaltung
Alles, was der wolgadeutsche Bauer kaufen oder verkaufen will, besorgt er durch die landsmännische Handelsorganisation, den
Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.
Berlin W 57
Auskunft in Argentinien durch Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059

BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD
BREMEN
und seine Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet — North German Lloyd —
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Rußland — Amerika Deutschland
In allen drei Leben Wolgadeutsche. Die einen interessieren sich für die anderen. Sie wollen auch wissen, was sich sonst in der Welt und was sich auf den Gebieten der Arbeit, des Wissens, der Bildung zuträgt. Sie wollen vergleichen, wollen sich bilden und haben auch Freude an guter Unterhaltung und an Bildern.
Wer bietet ihnen das?
„Der Wolgadeutsche"
Fortschrittliches Blatt f. Arbeit, Glaube u. Bildung
Preis: In Deutschland monatlich 10 Pfg. × jeweiliger Buchhändlerschlüsselzahl.
In den U. S. A. und in Kanada: jährlich 2½ Dollar.
In Argentinien: jährlich 7½ Peso.
Werdet Bezieher! Werbt neue Leser!
Adresse der Redaktion:
Berlin W. 57, Yorckstraße 46 I.

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Zu Mittag bei Nikolai II.

Von Dipl. Landwirt A l. B i e r.

Zu Gott ist's hoch, zum Kaiser weit, sagt ein russisches Sprichwort. Nikolai II. hielt sich im persönlichen Verkehr mit der Masse seiner Untertanen wie bekannt auffällig zurück. Aus Gründen der Sicherheit. Unseres Wissens hat von den Wolgadeutschen nur einer, Herr Al. B i e r, die Gelegenheit gehabt, mit dem letzten Zaren einmal persönlich zu sprechen. Herr Bier, gegenwärtig Vorstandsmitglied des Hilfswerks der Wolgadeutschen, schildert diese seine Begegnung mit Nikolai II. nachstehend auf unseren besonderen Wunsch.

D i e S c h r i f t l t g.

Das war im Januar 1909. Zusammen mit 26 anderen Beamten aus den verschiedensten Provinzen Rußlands war ich von dem damaligen Ministerpräsidenten S t o l y p i n nach Petersburg eingeladen worden. Wir sollten dort die Richtlinien für die Durchführung der Stolypinschen Landreform ausarbeiten. Als Mitglied der Nowousensker Landeinrichtungskommission und als Revisor der gleichnamigen Gouvernementskommissionen in Saratow, Samara, Astrachan und Stawropol hatte ich mit der Landreform beständig zu tun und hatte für die Wolgagegenden auch ein besonderes Landeinteilungssystem ausgearbeitet. In Petersburg waren wir vom 9.—27. Januar beschäftigt und ich hatte Gelegenheit, auch die damals führenden russischen Staatsmänner durch zahlreiche Zusammenkünfte persönlich kennen zu lernen.

Nach Abschluß unserer Arbeiten erstattete Ministerpräsident Stolypin dem Zaren Bericht über das Ergebnis der Beratungen. Der Zar war sichtlich zufrieden, was u. a. seine Randbemerkung auf dem schriftlichen Bericht Stolypins bewies. Ich freue mich, hieß es in der Bemerkung, die Lehrer meines Volkes in Petersburg zu wissen und zu sehen, wie sie uns Beamten in der Hauptstadt über die Anforderungen des L e b e n s unterrichten. Die Arbeit der Kommission ist zu meiner Zufriedenheit ausgefallen und ich hege den Wunsch, die Mitglieder der Kommission persönlich kennen zu lernen.

Kurz darauf erhielten alle Kommissionsmitglieder die Einladung des Hofministeriums zu einem gemeinsamen Mittagessen mit dem Zaren. Wie üblich, wurden die Einladungen einem jeden einzeln, auf weißem festem Papier mit Goldschrift gedruckt, zugesandt.

Der Einladung folgend, versammelten wir uns im Großen Palais in Zarskoje Selo. Wir trafen dort gegen 11 Uhr vormittags ein. Auch die von den einzelnen Ministerien bestellten Mitglieder der Kommission waren anwesend. Nach kurzem Warten wurde uns mitgeteilt, der Kaiser sei soeben vorgefahren und werde im nächsten Augenblick eintreten.

Der Zar kam denn auch bald darauf in Begleitung des Großfürsten Michael Alexandrowitsch, des Hofministers v. Freedericks und des Ministerpräsidenten Stolypin. Nikolai war in der Uniform der Blauen Husaren. Er begrüßte uns kurz und warm und sagte dann:

— Meine Herren, Ich werde mir erlauben, mit einem jeden von Ihnen persönlich zu sprechen. Wir kommen schon herum.

Die Vertreter der Provinz hatten sich vorher im Halbkreis aufgestellt und der Zar begann nun, sich mit uns der Reihe nach zu unterhalten. Die Vorstellung der einzelnen Herren besorgten abwechselnd Stolypin und der Landwirtschaftsminister Krimoschein.

Am linken Flügel stand der Vertreter des Gouvernements Olonezk. Der Zar wandte sich an ihn mit der Frage, wie die Bewohner jenes Gouvernements den Reichtum an Wäldern verwerten und was denn eigentlich mit den vielen Sümpfen angefangen werden solle. Unser Kollege aus dem fernsten Norden erklärte dem Zaren hierauf, welche Arbeiten schon im Gange seien und welche noch in Angriff genommen werden sollen.

Aus den Unterhaltungen des Kaisers mit uns, den Vertretern der entlegenen und entlegensten Provinzen seines großen Reiches, ersah man, wie gut er über die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Gegenden Bescheid wußte.

Als ich ihm vorgestellt wurde, sagte er:

— Ihr Name ist mir bekannt.

Hierauf stellte er mir verschiedene Fragen und ich bemühte mich, ihm mit der erforderlichen Kürze die bestmöglichen Antworten zu geben, obwohl das in einem Falle nicht gerade sehr leicht war. Es war das am Schluß des Gespräches. Der Zar fragte mich:

— Welche „landwirtschaftlichen Einrichtungen" haben Sie gegen den Höhenrauch?

Dabei lächelte er ein wenig, woraus ich schloß, daß er die Frage nicht ganz so ernst meinte.

— Noch keine, Eure Kaiserliche Majestät, erwiderte ich, aber mit Gottes Hilfe werden wir auch die noch bekommen.

— Ganz recht, sagte er darauf und verabschiedete sich von mir freundlich mit den Worten:

— Gott, die Wissenschaft und meine Führung werden Ihnen die Möglichkeit geben, Ihre Arbeiten mit Nutzen wie bisher zu tun.

Während des Gespräches selbst mit mir erkundigte sich der Zar nach verschiedenen Einzelheiten meines Landaufteilungssystems, hieß sie gut und fragte auch, woher ich die Anregung zu diesem System habe. Ich erwiderte darauf, ich sei in Amerika gewesen und habe dort die gleichmäßige Parzellenaufteilung des Landes gesehen. Das habe mich veranlaßt, ähnliches für das Wolgagebiet auszuarbeiten. Auch erkundigte sich Nikolai nach verschiedenen Dingen aus dem Leben des Dorfes und fragte so u. a., wie wir an der Wolga die Frage der Viehweide gelöst hätten. Ich sagte ihm, daß die Bauernschaft das gemeinschaftliche Austreiben des Viehes auf die Weide der Einzelweide bevorzuge, daß aber nach meinem System der Landaufteilung nur die Einzelweide oder das Austreiben des Viehes in ganz kleinen Gruppen in Frage kämen. Das sagte dem Zaren zu.

Die Unterredung mit mir dauerte ungefähr 10 Minuten und ich hatte dabei Gelegenheit, die Person des Zaren näher zu sehen. Er war mittleren Wuchses und ziemlich schmächtig. Seine Gesichtsfarbe war gelblich und machte einen ungesunden Eindruck. Rechts über der Stirn zuckte nervös die Narbe, die von einem Attentat auf den Zaren in der Mandschurei, als er noch Thronfolger war, herrührte. Im übrigen schien er uns allen sehr geweckt und intelligent zu sein, ganz im Gegensatz zu dem, was wir vorher von ihm gehört hatten.

Nach Beendigung der Unterredungen wurden wir in einen andern, riesengroßen Saal zu Tisch gebeten. Es gab, wie das ja verständlich ist, üppig und lecker zu essen. Der Zar eröffnete die Tafel mit einem Glückwunsch zu unserer weiteren Arbeit. Wir leerten einige Gläschen vorzüglicher Wodka und dann trugen die bunt gekleideten Hofdiener das Essen in zahlreichen Gängen auf. Auch Wein und Champagner wurde serviert. Vor dem Dessert erhob sich der Zar und verließ mit einigen seiner Begleiter den Saal, nicht ohne uns vorher noch einmal beglückwünscht und launig zugerufen zu haben:

— Sie haben, meine Herren, viel gearbeitet. Lassen Sie heute einmal Sachlichkeiten und Gespräch beiseite und greifen Sie nur tüchtig zu. Wohl bekomm's!

Nach weiterem humorvollen Beisammensein, durch nichts eingeengt — wir waren auf besonderen Hinweis sogar in unserer Alltagskleidung erschienen —, verließen wir nach einiger Zeit das gastliche Palais des Zaren.

Im nächsten Sommer überfandte ich ihm als Geschenk ein Modell meines Landaufteilungs und -besiedlungssystems. Eine Auszeichnung ist mir vom Zaren durch die Verleihung einer Ehrenmedaille „Für besondere Arbeit" zuteil geworden.

Aus der Hauptstadt Litauens

Von E. v. U n g e r n - S t e r n b e r g.

K o w n o, im Oktober.

Wenn wir die Ostgrenze Deutschlands überschreiten und die doppelte Zoll- und Paßprüfung in Eydtkuhnen und Wirballen überstanden haben, so liegt der neue Osten, so liegt alles das vor uns, was früher Rußland war, und was nun durch das Chaos des Krieges und die Fluten der Revolution zerfiel, um sich zu neuen Staatengebilden zusammenzuballen. Die Tore von Wirballen öffnen sich nach Litauen. Alle alten Aufschriften sind verschwunden, alle Weisungen stehen heute in einer Sprache da, die außer den Einheimischen nur wenige verstehen. Ist doch trotz seiner alten Geschichte und trotz der vielen großen Ueberlieferungen das Litauische erst gemeinsam mit dem selbständigen Staate aus der Tiefe der russischen Unterdrückung an das Licht gekommen und Landessprache geworden. Denn wenn in Kowno auch noch viel russisch und deutsch gesprochen wird, so haben diese Sprachen im amtlichen Verkehr keine Berechtigung mehr, sie sind nicht nur in den Staatsgebäuden, sondern auch an den Straßenaufschriften, Ladenschildern usw. ausgemerzt worden.

Im Weltkrieg hat Kowno eine sehr große Rolle gespielt. Zuerst galt es als uneinnehmbare Festung Rußlands, und dann, als die Festung dem Ansturme der deutschen Heere nicht standhalten konnte und in wenigen Tagen rußlands kapitulierte, wurde es bis zum Ende, ja noch über das Kriegsende hinaus, zum Zentrum des deutschen Oberkommandos. — Wenn wir die Bahnhofstraße, den jetzigen Mickiewiczprospekt, zum Zentrum der Stadt hinaufgehen, so bleibt der Friedhof rechts liegen, auf dem manche Tausende deutscher Krieger schlummern. Ihre Gräber werden sorgfältig erhalten und pietätvoll gepflegt, vom Reich werden ungefähr 1000 Goldmark jährlich dafür aufgewendet werden müssen.

Der erste Anblick Kownos entspricht heute noch nicht den Anforderungen, die man an eine Reichshauptstadt zu stellen gewohnt ist. — Die Wohnungsnot spottet jeder Beschreibung, und die Preise sind sehr in die Höhe geschraubt. In den besseren Gebäuden sind die Regierungsstellen untergebracht, was dann nachbleibt, ist nach westeuropäischen Begriffen noch recht ärmlich und zum Teil verwahrlost. Zwar tut die Stadtverwaltung soviel sie kann zur Verschönerung Kownos. Auf früher staubigen Plätzen werden Gartenanlagen hergerichtet, hübsche Bürgersteige werden angelegt und manche Neubauten ausgeführt. Dank der reizenden Lage Kownos, zwischen grünen Hügeln und längs des Ufers des Njemen, läßt sich mit wenig Mitteln viel machen. So wird binnen kurzem die neue litauische Hauptstadt den anderen Hauptstädten der Randstaaten nicht mehr nachstehen. Im Herbst werden auch die Wasserleitungen in Ordnung gebracht, und eine elektrische Straßenbahn soll angelegt werden, die die recht primitive Pferdebahn ersetzen soll. Alles das wird Kowno natürlich ein weit schmuckeres Aussehen verleihen.

Ungefähr 75 v. H. der Bevölkerung sind Juden (Kowno mag heute ungefähr 150 000 Einwohner zählen), von denen die meisten in der Altstadt noch immer in kleinen schmutzigen Buden hausen und Handel treiben. Am Sonnabend stockt der meist sehr rege Verkehr, da sehr viele Juden noch streng orthodox sind und von den alten Sabbathgesetzen nicht abweichen wollen. Fast alle Läden bleiben da geschlossen. Die Litauer wieder sind streng katholisch. Die griechisch-orthodoxe Kathedrale, die von den Russen als ein Fremdkörper, als eine Herausforderung und als ein Wahrzeichen ihrer Herrschaft im Zentrum Kownos errichtet worden war, ist jetzt in eine katholische Garnisonkirche umgewandelt worden.

Jetzt, wo die helle Spätherbstsonne Kowno vergoldet, wo grüne Ahornbäume, Kastanien und Akazien alles Häßliche mit ihrem grünen Dach bedecken, wo in den Gärten und auf den Terrassen Musik ertönt und blonde Litauerinnen und schwarzäugige Südinnen und Russinnen, alle mit Luxus und Geschmack gekleidet, Straßen und Plätze erfüllen, jetzt möchte man Kowno doch für eine hübsche Stadt halten, in der es sich gut leben läßt. Auf den Wassern des Njemen glitzert der Sonnenschein und spielt in allen Farben des Spektrums auf den steilen und grünen Höhen von Alexota. Fast jeden Abend schwärmt vom Flugplatz in Alexota her ein Fliegergeschwader über die Stadt und den Strom und übertönt mit lautem Surren das Geplauder der Spaziergänger, die die dumpfen und überfüllten Räume verlassen haben, um sich an der frischen Luft zu erfreuen. Leider ist die Flußpromenade sehr vernachlässigt und baufällig. Bei windigem Wetter ist der Spaziergänger gezwungen, dort Schwaden von Staub zu schlucken. Auch eine kleine Schmalspurbahn nach Kowno-Schanzi keucht, Rauchwolken wälzend, mitten durch das Publikum hindurch. Man hatte bisher wenig für die Strandpromenade getan, weil man immer damit rechnete, daß die Regierung mit ihrem Gefolge bald in die alte Hauptstadt Litauens, in das größere Wilna werde übersiedeln können. Aber der Pariser Gewaltakt des Völkerbundes, der Wilna, trotz der energischen Proteste Litauens, den Polen zusprach, hat diesen Aussichten vorläufig ein Ende gesetzt.

Die Hauptstraße Kownos ist die Laisves Alleja, an ihr liegen die meisten Läden, die Restaurationen, Konditoreien und Hotels. Die Hotels sind ein trauriges Kapitel Kownos; mit Ausnahme von einem oder zweien, verdienen die anderen kaum diesen Namen, sie entsprechen nicht den allerbescheidensten Ansprüchen, die man sonst an Hotels zu stellen pflegt, dabei erheben sie aber Preise, die etwa den Luxushotels in New York entsprechen. Dagegen sind die Restaurationen und namentlich die Konditoreien sehr gut. Das Essen ist, in Goldwährung umgerechnet, auch nicht sehr teuer. Für zwei Lit. 20 Cent, das ist etwa eine Goldmark, erhält man in den guten Restaurationen einen ausgiebigen und schmackhaften Mittagstisch von drei Gängen, dabei sind alle Ersatzmittel, wie Margarine und Palmin, verpönt, alles wird mit guter Butter oder mit Schmalz zubereitet.

An Vergnügungsstätten ist Kowno nicht sehr reich. Außer einigen Kinos und dem Zirkus Salamenski, der seit einigen Monaten in der Hauptstadt Litauens gastiert, gibt es in den Sommermonaten keinen richtigen Erholungsort für die Vergnügungsbedürftigen, es sei denn, daß man den Stadtgarten oder den Nitautasberg als solchen bezeichnen will. Der nach dem größten litauischen König umbenannte Park Nitautas ist wirklich ein Schmuckstück, auf das jede Stadt stolz sein kann. Schattige Wege, lauschige Bänke, hübsch gepflegte Anlagen, Tennisplätze und ein herrlicher Fernblick über die Stadt und den Strom geben dem Spaziergänger alles, was er zur Erholung bedarf. An den Abenden spielt auf dem Berge vor der Gartenrestauration oft ein gutes Orchester. Der Stadtgarten, ganz im Zentrum gelegen, ist klein. Dort finden oft an den warmen Sommerabenden erstklassige Orchesteraufführungen statt, in denen meistens national-litauische musikalische Schöpfungen zur Aufführung gelangen; aber auch fremde Musik wird mit Verständnis gepflegt.

Das Leben auf den Straßen und in den Gärten dauert nur bis 1 Uhr nachts. Dann tritt eine volle Ruhepause bis 4 Uhr morgens ein. Wer sich im Laufe dieser drei Nachtstunden ohne einen besonderen Erlaubnisschein auf der Straße ertappen läßt, wird auf die Polizeiwache geführt und oft erst am Morgen entlassen. Begründet wird diese strenge Maßnahme durch den in der Theorie noch immer bestehenden Kriegszustand mit Polen. Zu der Tat kann niemand wissen, wann und wie dieser den Frieden und das Gleichgewicht im Osten gefährdende Gegensatz aus der Welt geschafft werden kann. Während dort weiter im Osten die Moskauer Sphinx lauert, und am Rhein und an der Ruhr die Hexenküche der Menschen- und Völkerhasser qualmt, sitzt Polen im Süden Mißtrauen und droht mit Gewalt.

Begegnung Deutschlands mit der Wolga

Ueber der alten Kremlstadt liegt golden und warm das Licht der herbstlichen Sonne. Seine Strahlen gleiten bedächtsam zur Landwirtschaftlichen Ausstellung hinüber, tasten sich an den Pavillons Armeniens, Aserbeidshans, Grusiens und der Ukraine entlang und verfangen sich in den Baulichkeiten des deutschen Kolonistenhauses. Es trägt die Nummer 42 und steht in der Vielfarbigkeit der östlichen Ausstellungsgebäude als Symbol deutschen Fleißes an der Wolga da.

Tagein tagaus kommen und gehen Besucher in Scharen und einzeln, bewundern, schütteln den Kopf ob der Fülle an Arbeit und Leistung, loben und tadeln. Eine Schau der Arbeit muß sich das gefallen lassen, auch die Kritik.

In einer Besuchergruppe erkennt man den ehemaligen deutschen Reichskanzler D r. W i r t h. Er ist mit dem Flugzeug aus Berlin gekommen und kehrt auf ihm auch wieder zurück. Er bleibt hier und da stehen, geht auch in das eine und andere Gebäude, betrachtet.

Auch vor dem Wolgadeutschen Bauernhaus macht er Halt, sieht es sich zuerst von außen an und geht dann hinein. In fernem geprüften Land deutsche Arbeit, Pionierarbeit, redliches Festhalten an Hergebrachtem und doch Versuche mitzugehen. Das Gebiet der Wolgadeutschen beteiligt sich an der russischen Landwirtschaftlichen Ausstellung mit eigenem Häuslein, den Hofgebäuden dazu und — den Menschen. Behüter und Bewacher und gleichzeitig Ausstellungsobjekt ist ein Kolonist von echtem Schrot und Korn. Sein Name ist K. G. A r t, sein Heimatdorf ist Jost auf der Wiesenseite der Wolga. Immer wieder zeigt und erklärt er zusammen mit seiner Frau den Gästen, was sie da vor sich sehen. Und fast regelmäßig fragt er aus, wie das im fernen Zuhause Sitte ist, wenn man einem begegnet, den man nicht kennt, für den man aber Interesse hat; wer er sei, woher er komme, was er tue.

Auch den hohen Besucher, Dr. Wirth, begrüßt er nach kolonistischer Art.

— Guten Tag, sagt der Kanzler.

— Schen Dank! erwidert ihm der Vetter Art.

Sie kommen ins Gespräch und Vater Art stellt dem Kanzler nun die heimatlichen Fragen:

— Gell, Ihr seid än Deitscher?

— Ja, sagt Dr. Wirth, ich bin ein Deutscher.

— Wo seid Ihr dann her?

— Aus Deutschland.

— Un was habt Ihr fir ein Geschäft?

— Ich war Reichskanzler in Deutschland, belehrt der Staatsmann aus dem Westen den deutschen Wolgabauern. Jetzt bin ich auf Reisen, will mir die Welt ansehen und mal Umschau halten, wo das geplagte Deutschland sich wirtschaftlich betätigen kann.

— Aha.

Vater Art nickt voller Verständnis. Ja, ja, auch das große Deutschland hat seine Sorg und Plag. Die Kerle, die Franzosen, sitzen ihm im Genick und quälen es. Soll sie ja doch der Soundso holen, alle miteinander. — E — ech, seufzt der Alte, wenn mir nar all so könnte, wie mer wollte!

Sie unterhalten sich noch ein Weilchen, Dr. Wirth freut sich darüber, daß die Wolgadeutschen ihre Sprache und ihr Wesen erhalten haben. Dann setzt der Gast seine Besichtigung fort.

Als er geht, sieht ihm das Koloniskenpaar nach und in Kopf und Busen des biederen Bauern gehen Gedanken und Gefühle hin und her. Er, der Mann aus der östlichen Steppe, und da der große Staatsmann aus dem lieben alten schönen Deutschland. Einmal, nur einmal möchte er mit einem Auge in das väterliche Land hineinsehen können. wie ein Mäuschen nur, wenns nicht anders sein kann.

So hat sich an einem Herbsttag, an dem die goldene Sonne warme zuversichtliche und verheißende Strahlen in die Welt sandte, eine Begegnung vollzogen zwischen einem Vertreter des deutschen Stammlandes und einem Vertreter des wetterfesten derben wolgadeutschen Bauernschlags, eine Begegnung in einer alten und großen schönen russischen Stadt, in Moskau. Die Sonne wird weiter scheinen und die Arbeit wird allen wieder Ruhe bringen und allen Zufriedenheit.

— Wann die Leit nar immer mch schaffe wollte und sich net soviel streite täte, do geng die Sach' schon, meint der Vater Art für sich, und er hat Recht damit. Denn: Wann des Deitschland net soviel schaffe tät, wär's schon längst bei all'ne Teiwel!

Ja, Vetter Art, Ihr hot Recht!

— ek.

Die deutsche Presse in den U.S.A.

Von unserem New Yorker Mitarbeiter Felix S c h m i d t.

N e w Y o r k, September 1923.

Die deutsch-amerikanische Presse, die in ihrer weiten Verbreitung über das Gebiet der Union ein außerordentlicher Faktor für das Deutschtum in Amerika war, ist durch den Krieg bis auf ein Drittel ihrer einstigen Stärke zusammengeschmolzen. Von den noch vorhandenen, etwa 200 deutschsprachigen Zeitungen erscheinen vielleicht 70 nur noch täglich, der Rest lediglich halbwöchentlich, wöchentlich oder gar monatlich. In die erwähnte Gesamtzahl sind aber auch schon die Logen-, Vereins- und religiösen Blätter miteingeschlossen. Vor dem Krieg gab es kaum einen Staat in der Union, in dem nicht wenigstens eine Zeitung in deutscher Sprache erschien. Jetzt werden in 16 Staaten deutsche Zeitungen überhaupt nicht mehr herausgegeben; in vielen besteht nur noch ein einziges Blatt und fristet ein bescheidenes Dasein. Aber auch in den übrigen Staaten, selbst in denen mit starker Bevölkerung deutscher Abstammung, hat sich die Zahl der deutschen Zeitungen wesentlich verringert.

Der Hauptgrund für das Verschwinden der meisten deutschen Zeitungen in Amerika während des Weltkrieges war wirtschaftlicher Art. Die deutschen Zeitungen wurden von den großen amerikanischen Geschäftsleuten einfach boykottiert und konnten deswegen den Zeitungsbetrieb finanziell nicht mehr länger aufrechterhalten. Bei größeren Blättern war es wieder sehr schwierig, den Abonnenten die Zeitungen überhaupt zuzustellen. Die Zeitungsjungen weigerten sich, deutsche Zeitungen auszutragen; wurden doch etliche deswegen in einigen amerikanischen Großstädten vom nationalistisch aufgestachelten Mob sogar überfallen. Man entriß ihnen die deutschen Blätter und verbrannte sie öffentlich auf einem Platz, veranstaltete also ein regelrechtes Autodafé. Kein Zeitungsverkaufsstand durfte es wagen, eine deutschsprachige Zeitung auszulegen. Die Leser der deutschen Zeitungen holten sich ihre Zeitung entweder im Vorbeigehen bei der Expedition des Blattes ab oder von einem deutsch-amerikanischen Geschäftsmann in der Nachbarschaft, der die ihm täglich in einem unauffälligen Paket zugestellten Exemplare sorgfältig versteckt unter dem Ladentisch liegen hatte und sie den ihm persönlich bekannten Abonnenten heimlich und verstohlen zusteckte.

Mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg wurde über die deutschsprachige Presse eine strenge Zensur verhängt. Jeder politische Artikel mußte ins Englische übersetzt und dem Zensurbeamten vor dem Erscheinen unterbreitet werden, außerdem dann natürlich auch noch ein oder mehrere Exemplare des fertigen Blattes. Wie mir von dem Hauptschriftleiter einer angesehenen deutsch-amerikanischen Tageszeitung im mittleren Westen mitgeteilt wurde, war man dabei manchmal der Willkür irgendeines übelgesinnten Zensur-Mitarbeiters auf Gnade und Ungnade ausgesetzt. So zeigte sich einmal die Zensurbehörde besonders rigoros gegen die hier in Betracht kommende Zeitung. Da man sich von seiten der Redaktion aber keiner Uebertretung der Zensurvorschriften bewußt war, so sprach der Hauptschriftleiter schließlich persönlich bei der vorgesetzten Dienststelle der örtlichen Zensurbehörde vor. Dort stellte sich nun zu seinem Erstaunen heraus, daß der Zeitung das Erscheinen einiger Hetzartikel in die Schuhe geschoben worden war, die überhaupt niemals in dem Blatt veröffentlicht waren. Später klärte sich der Vorfall dann dergestalt auf, daß als geistiger Urheber dieses hinterhältigen Streiches ein früher von der Zeitung öfters angegriffener Politiker in Frage kam, der auf solche Weise sein Mütchen an dem Blatt kühlen wollte.

Manche Redakteure und Herausgeber mußten sich sogar tagelang verstecken und auf Umwegen nach Hause gehen, um nicht belästigt zu werden. Diejenigen Redakteure, die nicht amerikanische Bürger waren, wurden in einigen Staaten beim Eintritt Amerikas in den Weltkrieg verhaftet und nach Konzentrationslagern geschafft. Aber auch das Setzerpersonal suchte man den deutschen Zeitungen zu entziehen. So wurde z. B. in einigen amerikanischen Großstädten bestimmt, daß kein Deutscher, der nicht Amerikanischer Bürger geworden war oder es noch nicht sein konnte, in einem Betrieb arbeiten durfte, der sich im Umkreis von einer Meile vom Hauptpostamt befand. Nun liegt in den meisten amerikanischen Großstädten das Hauptpostamt aber im Zentrum des Geschäftsviertels, wo natürlich auch die Zeitungen ihre Betriebe haben.

Soweit die deutsch-amerikanischen Zeitungen die für viele von ihnen so verhängnisvoll gewordenen Kriegsjahre glücklich überstanden, befinden sie sich jetzt erfreulicherweise aber wieder auf der aufsteigenden Linie. Man kann sogar feststellen, daß sie seit dem Ende des Weltkrieges, namentlich im letzten Jahr ganz bedeutend an Einfluß gewonnen haben, während dagegen die englisch-amerikanische Presse infolge ihrer rigorosen Hetze während der Kriegsjahre an Schlagkraft eingebüßt hat. Das trat z. B. bei den letzten Stadtwahlen in Chicago klar zutage, wo sich das Deutschtum zu einem „Bürgerbund" kräftig zusammengeschlossen hatte und fest zu seiner Presse hielt. Aber auch in einer anderen amerikanischen Großstadt im mittleren Westen, am schönen Eriesee gelegen, hat die dort erscheinende deutsche Tageszeitung ihren Bürgermeister-Kandidaten deutscher Herkunft durchgedrückt, obgleich die gesamte englisch-amerikanische Presse, und es befindet sich dort ein englisch-amerikanisches Blatt, das im ganzen Lande eine führende Rolle spielt, gegen diesen Kandidaten als Nachkommen eines Deutschen rücksichtslos gehetzt und geschimpft hatte.

Aber auch Amerikaner, die keinerlei Beziehungen zu Deutschland selbst haben, und die sich früher nicht im geringsten um die deutsch-amerikanische Presse bekümmerten, lesen die am Ort erscheinende Zeitung vielfach nur, wie mir kürzlich versichert wurde, um so ein korrektes Bild von dem Elend in Deutschland zu erhalten, worüber die englisch-amerikanische Presse häufig noch immer nur recht spärlich und versteckt berichtet. Manchmal lassen sich Amerikaner von ihren deutschsprechenden Freunden Artikel aus dem Deutschen ins Englische übersetzen. Verschiedene deutsch-amerikanische Zeitungen tragen deswegen diesem Bedürfnis der Amerikaner auch Rechnung, indem sie in jeder Ausgabe einen Leitartikel in englischer Sprache veröffentlichen, der vielfach der deutschfreundlich gesinnten „Nation" oder den „Issues of to-day" entnommen wird.

Die Redaktionen der deutsch-amerikanischen Blätter werden jetzt vielfach mit Manuskripten von deutschen Tagesschriftstellern überflutet. Aber nur in den allerseltensten Fällen kann von den Angeboten Gebrauch gemacht werden. Was in Deutschland gewiß jeden Zeitungsleser interessieren würde, ist hierzulande absolut nicht zu verwerten. Man muß Amerika schon aus eigener Erfahrung kennen, um den richtigen Ton und Geschmack des hiesigen Lesepublikums von Deutschland aus befriedigen zu können. Die bekannte Phraseologie, mit der man in Deutschland vielfach manche amerikanische Errungenschaft oder Einrichtung, sei es verherrlichend oder verkleinernd zu umkleiden pflegt, faßt niemals das Richtige und wirkt hier nur banal.

Wünschens- und begrüßenswert würde es sein, wenn sich ein engeres Zusammenarbeiten der deutsch-amerikanischen Presse und der Presse in Deutschland ermöglichen ließ, was aber wohl kaum zu erreichen sein dürfte, da auf beiden Seiten gewisse zu stark vorherrschende redaktionelle Voreingenommenheiten vorherrschen. Jedenfalls sei aber festgestellt, daß die deutsch-amerikanische Presse hierzulande ein gewaltiges Stück deutscher Kulturarbeit verrichtet, was man in Deutschland nicht übersehen sollte.

Die Räuber am Köhlerhof

Während des Bürgerkriegs und der großen Hungersnot hat sich das Räuberunwesen an der Wolga ausgebreitet. Die Ueberfälle erinnern mitunter an die ersten Zeiten der Ansiedlung der Wolgadeutschen. Doch wird heute auf die Räuber ganz besonders Acht gegeben. Die nachstehende Schilderung entnehmen wir den Pokrowsker „Nachrichten".

Die Schriftltg.

Ende August fuhr der Bürger Johannes Niedental mit seinem Schwager Lorey nach Saratow, um allerlei für seine Wirtschaft einzukaufen. Gleichzeitig wollte er seinen Sohn Heinrich besuchen, der in Saratow Medizin studiert und dem er von zuhause Lebensmittel mitbrachte. In Saratow kamen beide glücklich an und erledigten auch bald alle ihre Aufträge und Geschäfte. Am 2. September fuhren sie von Saratow auf dem Wagen wieder ihrem Heimatsdorfe zu.

Als sie sich dem auf der Bergseite wohlbekannten „Köhlerdorf" näherten, wurden sie von drei bewaffneten Räubern angehalten, die Niedental 10 000 Rubel Ausgabe 1923 (za. 15 Dollar, Red. d. Wgd.) und seine Sachen wegnahmen. Man hätte ihnen wohl auch noch die Pferde, vielleicht auch das Leben genommen, wäre nicht in der Ferne ein Wagen angerollt gekommen, von dem man heiteres Singen vernahm. Die drei Räuber befahlen Niedental und Lorey, so schnell wie möglich auf ihren Wagen zu steigen und schleunigst davonzufahren, wenn nicht, so würden Kugeln nachgeschickt. Niedental und Lorey gehorchten. Nach einiger Zeit hielten sie an und warteten auf den näherkommenden Wagen. Auf ihm fuhren 18 Arbeiter zur Arbeit.

Der Sachverhalt wurde ihnen erzählt.

Einer der Arbeiter erkundigte sich, ob unter den Räubern nicht einer mit einem verbundenen Auge gewesen sei. Ja, war die Antwort. „Nun, das ist der Förster aus dem Wald" sagte der Arbeiter. Man beriet sich und beschloß sofort in den Wald zu gehen, wo der Förster sein Häuschen hat, da er dort jetzt unbedingt anzutreffen sei. Niedental wollte nicht, da die Räuber bewaffnet waren, und sie mit bloßer Hand, meinte er, wohl wenig ausrichten könnten.

„Dummheiten" — sagten die Arbeiter. Wir sind 18 und ihr seid 2, alle zwanzig schießen sie nicht weg und wir fangen sie sicher."

Am Häuschen angekommen, fand man es verriegelt und verschlossen.

„Wir fahren in das nächstliegende russische Dorf Ryhuschka, wo der Förster zuhause ist."

In Ryhuschka (18 Werst von Beideck) fand man wirklich mit Hilfe des Sowets — das „zugebundene Auge". Doch von seinen Kameraden gab er niemanden an und weigerte sich kategorisch auf Fragen zu antworten.

Er wurde nach dem Kreisdorf Popowka gebracht, wo ihm die „Revolutions-Gesetze" in gesetzlicher Weise verständlich gemacht wurden. Er gab dann seine Kameraden an, diese gaben andere, die andern die dritten heraus — bis dreizehn Räuber in Reih und Glied dastanden. Unter ihnen sollen gewisse Rezidivisten und Verbrecher sein, die schon manchen Raub und Mord auf dem Gewissen haben.

Es ist Zeit, daß der Weg von Saratow in die Bergseiter Kolonien gesäubert wird, denn in letzter Zeit konnte man den Weg und besonders am „Köhlerhof", ohne um sein Leben zu zittern, nicht mehr ruhig fahren.

Der Tod im Gartenhaus

Es ist in den letzten Wochen so viel geschrieben worden über die Brutalität und Gefühlsroheit der Franzosen. Man hörte täglich, fast stündlich von rücksichtslosen Vertreibungen, Verhaftungen, Verurteilungen, Mißhandlungen, Morden, Straßen- und Bankrauben, Vergewaltigungen usf. Sind die Franzosen wirklich so verkommene Menschen, die nur darauf sinnen, die Bevölkerung der von ihnen gegen Gesetz, Vertrag und Recht besetzten Gebiete zu quälen? Ich wurde kürzlich anderen Sinnes. Da bewegte sich durch die Straßen Bochums ein Gefährt, dessen Aufmachung auf Gemütstiefe der Veranstalter schließen ließ. Auf einem Wagen war ein wunderliches kleines Gartenhäuschen aufgebaut, dessen frisches Ziegelrot mit leuchtenden weißen Fugen und den grünen Türen und Fenstern ein so entzückendes Bild abgab, daß Erwachsene ihre Freude daran hatten und die Kinder vor Vergnügen in die Hände klatschten. Die Freude wurde auch dadurch nicht getrübt, als man erkennen mußte, daß dieses Bild des Friedens getragen wurde von einem französischen Tank, von dem man nur die unflätig breiten und schweren Raupenräder sah. Ich sagte mir, die Franzosen haben sicherlich erkannt, daß diese Tanks inmitten einer friedlichen, waffenlosen Bevölkerung mehr als überflüssige Vehikel sind; um die gedrückte Stimmung wieder etwas freundlicher zu gestalten, haben sie diese Ungetüme zu Gartenhäuschen umgewandelt, die sie durch die Straßen fahren, damit Alt und Jung sich darüber freue.

*

Wenige Tage später mußte ich notwendig nach X., leider lag die französische Sperrgrenze davor. Da es aussichtslos war, einen „Geleitschein" zu erhalten, so unternahm ich den Versuch, auf bekannten verschwiegenen Pfaden ins freie Deutschland zu gelangen. Alles schien gut zu gehen. Da stutzte ich: Mitten in einem Kartoffelfeld, kaum hundert Meter vor der Sperrgrenze steht ein reizendes Gartenhäuschen. Ich konnte mich nicht erinnern, es je dort gesehen zu haben und dennoch kam mir's bekannt vor. Ich konnte mir die Erscheinung nicht recht erklären, hatte aber das bestimmte Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Und wie ich noch stehe und überlege, höre ich aus der Richtung des Gartenhäuschen — Maschinengewehrfeuer und in der Ferne jenseits der Sperrlinie kann ich gerade noch beobachten, wie zwei Männer in eiliger Flucht davon — und zu Boden stürzen. Unwillkürlich habe auch ich mich zu Boden geworfen. Wenige Minuten darauf sehe ich, wie aus dem Gartenhaus im Kartoffelfeld — zwei Poilus in voller Kriegsausrüstung treten, die lachend und übermütig sich darüber unterhielten, wie ihr „Gartenhaus" die dummen „Boches" anziehe, die über die Grenze zu kommen suchten.

*

Jetzt wurde mir alles klar, es wurde mir auch klar, wo ich dieses friedliche Häuschen bereits gesehen hatte: in den Straßen Bochums, wo sich Groß und Klein darüber freute. Und nun wußte ich, was es mit dieser „friedfertigen" Gesinnung der Franzosen auf sich hatte. Sie benutzten diese Maskerade für ihre Tanks, um die Personen, die es nicht verstehen können und wollen, daß mitten durch ihre Heimatfluren eine Linie gezogen wurde, die zu überschreiten für sie von fremder Macht verboten ist, an sich zu locken, um sie dem Tod oder der Gefangenschaft in die Arme zu treiben. Ich wußte nun, daß in diesem Gartenhäuschen in den Heimatfluren an Ruhr und Lippe der Tod in der Gestalt grinsender, zynisch lachender Poilus sitzt. Und ich wußte auch, daß ich niemals wieder daran glauben kann, daß die Franzosen an der Ruhr eine andere Gesinnung haben, als zu rauben, zu foltern, zu schänden und zu morden. Das weiß ich durch das Gartenhaus an der Ruhr. L. W.

Aus Rußland

Getreidepreise. Die Getreidepreise auf dem russischen Markt weisen seit Anfang September eine recht bedeutende Steigerung auf, die die Kurssteigerung des Goldes und ausländischer Valuta überholt hat. In Noworossisk bestehen zurzeit folgende Preise auf Getreide:

Der Roman des Gartens

Von Elsa Maria Bud.

Könnte ich schreiben, was ich wollte, so schriebe ich wohl den unerhört spannenden Roman vom Garten.

Ich würde erzählen, wie er der Schicksalsrahmen von unzähligen Existenzen war. Wie Lust und Leiden, Wachheit und Traum, Kampf und Arbeit sein umblühtes Antlitz bildeten und es immer mannigfacher und reicher im Ausdruck schufen, Jahr bei Jahr. Ich würde die Charaktere der Bäume schildern, der herrischen, die alles Licht an sich rauben wollten, der feinfühligen und scheuen, die ihre Astarme nie weit vom Leibe reckten und an denen alles ein stilles, steiles Emporleuchten war. Ich würde es zu deuten suchen, daß es auch gewundene, kriecherische Charaktere unter ihnen gab, die nie aus Eigenem den Griff ins Himmelsland hätten tun können, die eines breiten, treuen duldenden Trägers aus ihrem Volke bedurften.

Und die Geschichte jenes Gartenecklchens wollte ich schildern, wo die strauchigen Fruchtträgerinnen, klein und stachlig oft und mit spitzen Reden untereinander, wie eine Kleinstadt beisammenhockten. Wo eines die Alltagsmühe vom anderen wußte, beinahe mit jedem Atemzuge sich kannte. Und mit allen Regungen, allem Schönen und Abscheulichen des Gefühls fest ineinander geknotet, in vielfältigen Verästelungen des Lebens zusammengefilzt war. In diesen Kreis unermüdlich fleißiger, unschöner Weiblein, die ihre Lebensmühe an den Nachwuchs fehlten und nicht Zeit fanden, wohlfrisiert und anmutig zu sein, wurde nichts Neues und Fremdes hineingelassen; man lebte bäuerlich abweisend; das Fremde war immer das Feindliche. So wäre auch ihre Geschichte, schriebe ich sie, ein Umeinanderdrehen von Gevattern und Paten, Großtanten, Milchschwestern.

Auf kleinstem Fleckchen ein haderndes, mißgönnendes, dann wieder getreues und mitleidiges Gesamtleben, in dem Einzelnes verschwämme. Selbst der Tragik müßte in diesem Daseinswinkel noch ein Schmack Lächerlichkeit beiwohnen.

Dann aber würde ich die großen Dramen des Gartens enthüllen; die Sehnsuchts- und Liebesgeschichten der Blumen. Sie, die den Raum von den Königinnen zu den Kokotten in einem Regenbogen überbrücken, sie, die schönen und unnützlichen, gäben die Höhe der Handlung. Wo angreifen, wo enden? Herrliche Bedrängnis der Ueberfülle! Es müßte, wenn etwa von den Maiglocken zu erzählen ist, jedes der Worte schwingend und klingend werden, daß die Seele des Wortes sich mit der Seele der Blume im Einklang fände. Es müßten Maiglockenworte sein, aus denen Duft entsteigt, und das Herz anfüllt wie das Erlebnis eines wirklichen Gartens.

Mögen andere mit Farben und Formen und Tönen bilden und die Sinne des Menschen anrufen — der Dichter kann den Weg durch die Sinne vermeiden. Kein Instrument, das Wort, schlägt den geraden Weg zur Seele an. Er schreibt Zeichen auf Papier, und dem, der sie liest, bricht ein Zauber ins Geheimnis seiner Brust ein, trägt fremde Gefühle, fremde Gedanken hinein. Er muß sie erleiden; tiefinnen erschaut er, was der Bildner ihm zeigt; rundum, mit Farben, Stimmung und Ahnung.

Wird er willig sein, die Entwicklungsgeschichte einer Maiblume in sich nachzuerleben?

Die also anheben könnte: „Mit straffem, enggedrehten Blattröhrchen brach sie eines Morgens aus dem braunen Boden hervor, spitzte die seidengrüne Rundung und entrollte sie facht, unter wohligem Dehnen ins blaue Atmen, das unendlich zart über den Baumkäulen emporwölbte. Und vertraute dem warmen Rieseln um sich, das ins Herz wollte, ins innerste Herz der beiden Blätter. Dort keimte die Lebenslust in einem Glöckchenspiel zum Licht. Wie unreife Perlen, matt vom Geborenseln, träumten sie aus Schlaftiefe hinauf; noch bargen sie die kühlglatten Düten vor den Winden der offenen Welt. Aber der Duft schwoll und stärkte sie; Duft trieb in die Glöckchen, straffer wölbte sich Becher nach Becher. Und eine Stunde kam, um Mittag, als die Hummeln mit tiefen Bässen zigeunerhaft um die Obstbäume herumfiedelten, da war das Glockenspiel aufgetan, war übervoll von Freude und läutete berauschenden Duft. —"

Sie wäre voll kleiner Wunder, diese Maiglockengeschichte; aber leise wären die Wunder, sehr leise, und auch Schmerz und Tod wären nur mit leisesten Strichen zu zeichnen. Und auch jene andere Erzählung von der Fliederwolke, die über dem Busch aus unzähligen grünen Herzen schwebte und die sich sehnte, eine Wanderwolke des Himmels zu sein — denn einmal müsse es auch Duft und Blüten regnen. — Ach, auch sie würde nur für feinhörige Ohren vernehmbar sein. Noch aber will man hören, was lärmt und gellt, und so ist zu befürchten, daß niemand den Roman vom Garten lesen mag.

Alleinsein

Von Martha Wertheimer.

Es gibt noch allzu viel Menschen, die sich vor dem Wort „allein" fürchten. Ich habe nie erkennen können, ob sie damit eine Vorstellung von Leere, von Verlorensein verbinden, ob sie sich vor den Gedanken fürchten, die im Alleinsein kommen könnten, oder ob sie sich davor fürchten, daß überhaupt keine Gedanken kommen. Für sie scheint sich Alleinsein mit dem Inhalt Langeweile zu decken. Aber ist das eigentlich möglich, daß man sich in seiner eigenen Gesellschaft langweilt? Oder daß man mitten unter vielen Menschen, zumal wenn sie uns in allen Stunden, die wir feiern dürfen, zahlenmäßig ausdrückbar umdrängen, sich nicht plötzlich beinsehnt zu sich selbst und zu einer Stille, in der wir in uns hineinlauschen können? Und doch muß es mehr von den Furchtsamen geben als von den Mutigen, die sich selbst anschauen wollen. Denn der Begriff des Sonntags, der Erholung, der Feier ist so unglaublich allgemeingültig mit Massen von Menschen, Unterhaltung und Geräusch verbunden.

Ich-allein ist eine kleine Insel, die starre Schroffen hat, die keinem Außen das Landen gestattet. Auf ihr blühen nachmittags, zart durchsonnt von Versen und Musik, ragen reine Stunden tiefer Betrachtung im Spiegel hoher adeliger Schöpfergeister, die vor uns waren, wachsen feine kleine Traurigkeiten aus alten Briefen. Auf der Insel Ich-Allein gibt es graue Nebelabende, die einen roten Korallensaum haben, graue Nebelmäntel, die zu einer milden Melancholie verführen, die süß und lockend ist wie Wein und Tanz. Aber die Schwachen und Mutlosen dürfen sich diesem Nebelzug nicht hingeben — denn sie sind in Gefahr, daß sie sich nicht mehr beimfinden in das tätige Leben, das wache Augen will.

Anders ist das Alleinsein auf weiten Wegen, durch aufgrünende Felder, unter blühenden Kastanien, wenn der Rhythmus des Gehens in uns ist und die weite Schau in unseren Augen. In der Stille wird das Ohr hellhörig für das Seufzen des Baumholzes, für die zahllosen leisen Stimmen zirpender, summender, schwirrender Insekten, für singende und rufende Vögel. Ferner klingendes Arbeitsgeräusch bindet uns an Menschen und Gegenwart, Stimmen der Erde in den gewaltig schaffenden Umkreis des Werdens. Ich-Allein heißt die Einsamkeit zwischen ihnen, aus der die Kraft kommt, die uns menschennah macht, zu Unerstarrtem, lebendig Werdendem zugleich.

Aber die Einsamkeit auf einem Berg, der hohe Gipfel nah begrüßt, ist größer — und bedrückender. — Man muß ein festes Herz haben und es hart in den Händen halten, wenn es nicht zagen und jammern soll in seiner Kleinheit bei den großen Bergen. Linder und leiser ist die Märchenseinsamkeit der roten Heide, meiner fernen roten Heide, die alles Glück der Sommertage hat.

Ich-Allein ist eine Insel, die schroff von sich kehrt. Es ist gut, zu manchen Stunden seines Lebens sich in Einsamkeiten zu wissen. Denn nur in ihnen lernt man das selige Heimweh und die schenkende Sehnsucht nach dem heiligen Du.

Weizen — 1 Goldrbl., Roggen — 80 Kopeken, Gerste 60 Kopeken. Die Transport- und sonstigen Spesen bis zum Hafen Noworossisk sind auf 55½ Kopeken pro Pud festgesetzt worden.

Die bisherigen Ergebnisse der russischen Getreideausfuhr. Wie der Ost-Expreß von zuständiger Stelle erfährt, sind vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. Oktober d. J. insgesamt 44 810 000 Pud Getreide exportiert worden. Nach den Getreidearten verteilt sich diese Menge wie folgt: Roggen — 27 919 000 Pud, Dekkuchen — 6 880 000 Pud, Gerste — 4 189 000, Hafer — 1 450 000. Auf die einzelnen Länder verteilt sich die Ausfuhr folgendermaßen: Deutschland — 28 000 000, Finnland — 4 904 000, Dänemark — 4 785 000, Holland — 2 178 000, Lettland — 1 286 000, England — 1 202 000 Pud usw.

Die Neuwahlen der Sowjets. Die Neuwahlen zu den Sowjets, die im September begonnen haben, und allmählich in dem ganzen Gebiete des Sowjetbundes durchgeführt werden, bis im Endergebnis gegen Jahresschluß der Rätekongreß in Moskau zusammentreten kann, sind bisher in 15 Gouvernements des Nordens und des Südens abgeschlossen worden. Die Ergebnisse sind ähnlich wie in früheren Jahren: auf der untersten Stufe, den Dorfsowjets, sind nach den amtlichen Ziffern 11,6 Proz. Kommunisten gewählt worden. In den höheren Stufen aber, in denen das Wahlverfahren den proletarischen Elementen einen wesentlichen Vorrang vor den bäuerlichen gibt, gewinnen die Kommunisten das Uebergewicht. Schon in den Gemeindesowjets (Wolost) erhielten die Kommunisten 49,3 Proz., in den Kreiskongressen 56,5 Proz., in den Gouvernements-Rätekongressen 71,4 Proz. und in den Gouvernements-Exekutivkomitees 88,2 Proz. Die Wahlen werden fortgesetzt.

Gerichtliches. Im Zusammenhang mit der Aufsehen erregenden Verhaftung des Leiters der Moskauer Industrie- und Handelsbank Krassnoschtschekow, sind, wie der Ost-Expreß meldet, 25 höhere Angestellte verschiedener staatlicher Trusts verhaftet worden, denen zumgunsten anderer staatlicher Unternehmen seitens der Industrie- und Handelsbank Kredite gewährt worden sind, ohne daß dies sachlich begründet worden wäre. In der Leitung der Industrie- und Handelsbank dagegen ist keine weitere Verhaftung vorgekommen. — Dieser Tage begann vor dem Kriegskollegium des Obersten Gerichts ein sensationeller Prozeß gegen 62 ehemalige Leiter und Beamte des Hauptwirtschaftsamtes der Marine. Unter den Angeklagten befinden sich der frühere Leiter des Amtes und mehrere hohe Beamte, die zusammen mit vielen ihrer Kollegen beschuldigt werden, bei Lieferungen große Unterschlagungen begangen und Bestechungsgelder entgegengenommen zu haben.

Die Rübenernte. Nach Angaben des staatlichen Zuckertrustes sollen in diesem Jahre bei einer Rübenanbaufläche von 25 000 Hektar insgesamt 18,9 Millionen Pud (300 000 To.) Zucker gewonnen werden. Die Rüben werden in diesem Jahre in za. 110 Betrieben verarbeitet. Mehrere größere Posten von Auslandszucker, deren Einfuhr verschiedenen genossenschaftlichen und staatlichen Organen gestattet war, sind bereits auf den Inlandsmarkt gekommen und haben die sprunghafte Erhöhung der Zuckerpreise zum Stillstand gebracht. Die Verpachtung von Zuckerfabriken wird langsam in die Wege geleitet. Zurzeit sind 14 Zuckerfabriken verpachtet, wobei der staatliche Zuckertrust mit 5 bis 15% am Gewinn beteiligt ist.

Das Zeitungswesen. Nach einer amtlichen Statistik gibt es in Rußland heute 590 Zeitungen und 565 Zeitschriften. Die Zeitungen erscheinen in einer Gesamtauflage von etwas über 2 Millionen Exemplaren. Sämtliche Presseerzeugnisse, mit Ausnahme einiger Fachschriften, werden von den Aemtern, der Kom. Partei und den Gewerkschaften herausgegeben und geleitet. Eine unabhängige Presse gibt es noch nicht.

Gegenseitige Bauernhilfe. Die Komitees der Bauern zur gegenseitigen Hilfe haben im Omsker Gouvernement eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet. Im Frühling wurden in den Gouvernementskreisen von Omsk, Tatarsk und Slawgorodsk u. a. Fonds zur kollektiven Aussaat gesammelt. Das arbeitende Bauerntum dieser Kreise kam mit Verständnis und Anteilnahme diesem Unternehmen entgegen. Die Komitees haben in jedem Gouvernement 6000 Dessjatinen bebaut, und es muß bemerkt werden, daß es fast kein Dorf gibt, wo nicht wenigstens 500 Dessjatinen bebaut wurden. Auch besondere Amtsbezirkskomitees haben eine Fläche von 400 Dessjatinen bearbeitet. Das Bauerntum folgte freudig dem Rufe der Komitees. Ihre Mehrheit besteht aus armen und mittleren Bauern. Die Geldkummen, die sich durch Selbstbesteuerung ergeben, bleiben in den Amtsbezirken. Die Fonds der Kreiskomitees entstehen durch eigene Kraft. Ende Juli fanden Plenartagungen der Komitees für Hilfeleistungen aller Kreis- und Amtsbezirke statt.

Goldgewinnung. In den Goldwäschereien von Badeibinsk sind vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. Juni 1923 215 Pud Gold gewaschen worden, im Durchschnitt also 27 Pud im Monat. Aus jedem Kubik Sand wird bis zu 100 Solotnik (1 = 4,266 Gramm) Gold, also ein hoher Prozentsatz gewonnen.

Baumwolle in Turkestan. Nach den letzten Meldungen der Baumwollzentrale sind die Aussichten für die Baumwollernte in Turkestan im Jahre 1923 erheblich besser als man angenommen hatte. Statt 40 Pud pro Dessjatin wird die Ernte durchschnittlich 60 Pud pro Dessjatin, auf Neuland sogar 80 bis 160 Pud geschätzt. Wenn die Herbstwitterung so günstig bleibt, so kann sich die Ernte sogar noch um 15—20% verbessern und möglicherweise 75 Pud pro Dessjatin betragen. Eine solche gute Ernte ist unter anderem auch damit zu erklären, daß das System der Bewässerungsanlagen für Turkestan fertiggestellt worden ist.

Tabak. Seit 1922 hat sich die Anbaufläche für Tabak, die seit den Kriegsjahren sehr eingeschränkt worden war, bis auf 15 000 Dessjatinen vergrößert (im ganzen Reich außer dem Kaukasusgebiet), was 25—30% des Jahres 1917 beträgt. Besondere Erweiterungen haben das Kuban-Schwarzmeergebiet, die Ukraine und die Krim zu verzeichnen.

Kleine Notizen. Rußland hat in diesem Jahre aus England 47 879 Tonnen Kohlen eingeführt. — In Moskau erscheint demnächst in 4 Bänden der gesamte Brief- und Telegrammwechsel zwischen Nikolai II. und der Zarin Alexandra. — In der deutschen Buchausstellung in Moskau fand die Vorführung neuer deutscher Musikwerke großen Beifall. — Für die Erforschung der Psychologie der Verbrecher ist in Moskau ein besonderes wissenschaftliches Institut gebildet worden. — Nach Vorkriegsmuster hatten die Goldgewinnungsarbeiter am Lenafluß in Sibirien beschlossen, einen Teil ihrer Entlohnung in „Wodka" zu verlangen. Das Zentralkomitee der Bergarbeiter protestiert dagegen. — In Anbetracht der fortschreitenden Einbürgerung der stabilen Tschervonezbanknoten hat die Warenbörse in Pensa beschlossen, die Preisnotierungen nur noch in Tschervonez vorzunehmen. — Für einen Tschervonez wurden Ende September in Moskau amtlich 3900 Sowjetrubel 1923 er Ausgabe gezahlt, für 1 Pfd. Sterling 3670, für 1 Dollar 800 Rbl. — Der Allruss. Genossenschaftsverband hat seit dem 1. 1. 23 für 11½ Millionen Goldrubel Baumwollwaren, Faserstoffe, Hanf, Leder, Seide und Wolle nach England, Amerika, Deutschland, Frankreich und die Randstaaten ausgeführt. — Die Beamtengehälter werden auf Kosten des Beamtenabbaues erhöht. Das kleinste Grundgehalt soll im Monat 6,20 Goldrubel betragen. — Alle größeren Handels- und Industrieunternehmen sind zur doppelten Buchführung verpflichtet worden. Die Vorschriften richten sich nach ausländischem Muster. — Auf Grund einer neuen Steuervorschrift in Moskau zahlen Personen, die nicht von ihrem Arbeitseinkommen leben, für jeden Bauangestellten 5, Werktätige zahlen 2,50 Goldrubel Steuern. — Die Goldanleihe ist vom 1. 1. 23 bis 5. 9. 23 mit 42 Proz. gezeichnet worden. — In den letzten 2 Jahren sind 57 Proz. der zur Verpachtung vorgesehenen nationalisierten Betriebe verpachtet worden. — Die diesjährige Gesamternte an Flachs wird amtlich mit 10 Millionen Pud angegeben. — Die Zahl der Arbeitslosen hat ½ Million überstiegen. — Dem amerikanischen Senator King und anderen Amerikanern wurden während ihres Aufenthaltes in Moskau von Sowjetbeamten einige Gefängnisse gezeigt, u. a. das vielgenannte Butyrsche Gefängnis, wo sie den Bischof Cisplak besuchten. — Die vom Otto Wolff-Konzern gegründete russisch-deutsche Aktiengesellschaft hat im verflossenen Geschäftsjahr für 10 Millionen Goldrubel importiert und exportiert.

Aus Emigrantenkreisen

Verlassen die russischen Emigranten Deutschland? Die kritischen Ereignisse in Deutschland bleiben naturgemäß nicht ohne Einwirkung auf die russischen Emigranten. Das Sinken wohlhabender Schichten und das Aufsteigen ärmerer Schichten in die besitzenden vollzieht sich ja seit Jahr und Tag. Aber gerade in der vornehmlich wirtschaftlichen Bedrängnis ist Deutschland, und hier Berlin, zum Zentrum des russischen Emigrantentums geworden. Die neuerliche politische Zuspitzung der Ereignisse in Deutschland soll Zehntausende von Emigranten veranlaßt haben, ins Ausland zu flüchten. In letzter Zeit sollen, sagt man, über 50 000 Visen nach Frankreich, Belgien, nach den Balkanstaaten usw. erteilt worden sein. Durch diese „Panik" sah sich der „Rul" veranlaßt, die Frage der Abwanderung russischer Emigranten aus Deutschland zu untersuchen. Auf Grund von Angaben der verschiedenen Konsulate und eigener Feststellungen kommt genannte russische Zeitung zu dem Schluß, daß eine Massenabwanderung von Russen aus Deutschland nicht stattfindet. Freilich seien in letzter Zeit vom französischen Konsulat in Berlin gegen 3000 Visen an Russen erteilt worden, die in die vom Krieg besonders betroffenen Gebiete zu Wiederaufbauarbeiten reisen. Andere Konsulate hätten noch weniger Visen erteilt. Was bedeute das gegen 300 000 Emigranten, die Berlin beherbergt? Die Not unter den russ. Emigranten Berlins sei aber groß und verstärke sich zusehends. Viele sitzen völlig ohne Mittel da und sind ausschließlich auf Wohltätigkeit angewiesen. „Politische Gründe jedoch erregen nur bei denen Panik", schließt der „Rul" seine Betrachtung, „die für sie empfänglich sind. In Wirklichkeit bilden sie fürs erste keinen Grund zur Massenabwanderung. Berlin ist, was die „Paniker" auch sagen mögen, noch immer das Zentrum des russischen Emigrantentums und wird es anscheinend auch noch lange bleiben." An der Behebung der Wirtschaftsnot wird unausgesetzt gearbeitet.

Schließung der Wünsdorfer russ. Technischen Schule. Die schweren Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland herauben die amerikanischen Freunde der Wünsdorfer russischen Technischen Schule bei Berlin der Möglichkeit, die Schule weiter zu unterstützen. Aus diesem Grunde sieht sich die Schule genötigt, ihre Pforten am 16. Oktober zu schließen. Die Wünsdorfer Schule erfreute sich unter den russischen Emigranten großer Beliebtheit. Eine ganze Reihe junger Russen hat hier gründliche landwirtschaftliche oder technische Ausbildung (Maschinenbau) erhalten. Allein in diesem Herbst waren der Schule aus den verschiedensten Ländern Europas za. 1400 Aufnahmegesuche zugegangen, die nun leider unberücksichtigt bleiben müssen. Mit der Schließung der Schule sieht sich eine größere Zahl von Studenten gezwungen, ihre Ausbildung zu unterbrechen. Das Eingehen der Schule bedeutet einen schweren Schlag für die russische Emigrantenjugend.

O. E. Rückkehr russischer Emigranten. 250 in Japan lebende Russen haben durch das internationale Hilfskomitee für Sowjetrußland in Moskau die Bitte um Erlaubnis zur Rückkehr nach Rußland aussprechen lassen; sie geben an, außerhalb aller Politik zu stehen und nur durch die flüchtenden Weißgardisten seinerzeit von Wladiwostok nach Japan verschleppt worden zu sein. — Der Kurultai (Landtag) von Buchara hat eine Entschließung gefaßt, in welcher der Wunsch ausgedrückt wird, daß allen nach Afghanistan emigrierten Turkmenen die Rückkehr in die turkestanischen Gebiete gestattet werden möge. — Aus Bulgarien und Bessarabien sind in letzter Zeit zahlreiche Emigranten nach Rußland zurückgekehrt.

Von der Wolga

Eine archäologische Expedition. Unter der Leitung des Professors der Saratower Universität Rykow unternahmen fünf Studenten eine archäologische Expedition nach dem Chwalynsker Kreis des Saratower Gouvernements. Der erste Ort, wo sie Halt machten, war das alte Tscheremchanskische Frauenkloster. Dieses Kloster ist ganz von Hügeln umgeben, die nicht mehr mit undurchdringlichen Urwäldern bewachsen sind, wie zur Zeit von Mjelnikoff-Pietcherskij, sondern mit wildem Gestrüpp. Von den Hügeln erschließt sich eine sehr schöne Aussicht auf die Wolga. Auf einem der Hügel schritt man an die erste Aufgabe heran, und es wurden die Ueberreste einer alten Stadt gefunden, die von einem sehr schwachen kulturellen Stand Zeugnis ablegte. Die zweite Stelle war das Dorf, „Die alte Jabloнka". Am Fuße eines dort liegenden Hügels befindet sich eine tausendjährige Eiche, die, wie verschiedene Sagen berichten, noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts von dem Heidenvolke der Mordwinen als Heiligtum angebetet wurde. Das ganze Dorf liegt in wunderschöne Gärten eingebettet. Dann hat man eine ganze Reihe von Ausgrabungen am rechten Ufer der Wolga unternommen. Es wurde ein großes Dorf gefunden, und der Expedition gelang es, ein kostbares keramisches Material zusammenzustellen. Auch wurde ein Grabhügel mit einer Leichenbestattung gefunden, deren Herkunft noch zweifelhaft ist, aber man glaubt, daß sie aus der Zeit stammt, in der Rußland unter dem Einfluß der bulgarischen und tatarischen Kultur stand. Man setzt voraus, daß hier die Ueberreste der Mordwinen ruhen. Das Resultat der Gesamtarbeit ist, daß im Chwalynsker Kreis am Ausgange der Bronzezeit eine friedliche ackerbautreibende Bevölkerung wohnte. — In der Stadt Chwalynsk befindet sich ein kleines, aber sehr inhaltreiches naturwissenschaftliches Museum. Man verspürt, daß die Ausstellungsobjekte mit großer Liebe und großem Verständnis behandelt werden und daß die Anordnungsweise ein pädagogisches Ziel verfolgt. Der Leiter des Museums, J. Groß, ein sehr befähigter Botaniker, hat sich um das Museum sehr verdient gemacht und der Akademie der Wissenschaft eine große Menge von Gewächsen und Pflanzen zur Erforschung der örtlichen Flora zur Verfügung gestellt.

Große Eisenvorkommen sind, wie der Ost-Expreß meldet, bei Simbirsk an der Wolga gefunden worden.

Aus Deutschland

Der Lebenshaltungs-Index. Die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten (Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Bekleidung) beläuft sich nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamts für den 8. Oktober auf das 109,1 millionenfache der Vorkriegszeit. Die Steigerung gegenüber der Vorwoche (40,4 Millionen) beträgt somit 170 v. H.

*

Die Kosten für die Lebenshaltung stiegen — bezogen auf die Vorkriegszeit:

1913/14	1
Juni 1923	7 650
Juli	37 651
August	630 908
3. September	1 845 261
17. September	14 244 900
24. September	28 000 000
1. Oktober	40 400 000
8. Oktober	109 100 000

Ordnung, Schönheit und Wohlfahrt der deutschen Dörfer erblühen nicht über Nacht wie die Blumen im Garten. Sie sind vielmehr das Ergebnis zäher Arbeit der Dorfbewohner, aber nicht nur körperlicher, sondern auch anderer Art. Für die Wohlfahrtspflege werden z. B. Lehrgänge veranstaltet. So findet Mitte Oktober im Johannisstift bei Spandau ein solcher Lehrgang statt. Der Zweck ist die Pflege des Deutschtums in ländlicher Wohlfahrts- und Jugendarbeit, unabhängig von Konfession und Partei. Es werden u. a. folgende Vorträge gehalten: Die Dorfkirche und wir; Bildungsaufgaben des Schulwesens für die erwachsene weibliche Jugend auf dem Lande; die Kultur der Landfrauen und des Landes (mit Lichtbildern); der Hausfleiß auf dem Lande, insbesondere die Hausweberei; der Radelarbeitsunterricht auf dem Lande; die Gartenschönheit auf dem Lande (mit Lichtbildern); die Frau im deutschen Volk; Wesen des Deutschtums; Deutschtum und Landvolk; soziale Aufgaben auf dem Lande.

Schule und Leben

Landwirtschaftliche Aufklärung in Rußland. In diesem Jahr begannen die „Agrarzüge" der Zentralen Agrarverwaltung ihre Arbeit nach einem vorgeschriebenen Plan. Die Züge kurzieren auf der Linie der Zentralrayons, des Nordkaukasus und des Nordwestens; die Organisierung eines turkestanischen Zuges und sibirischer Agrarbarken, die auf den Flüssen Ob und Irtysch verkehren sollen, wird in kürzester Zeit beendet sein. Diese Züge erfreuen sich bei der Bauernschaft großer Beliebtheit. Es werden mit den Bauern Gespräche geführt über die brennenden Fragen der Landwirtschaft. Besonders stark interessieren

Wenn der Geist erwacht

Von A. Kleeberg.

Mutter Sonner erwärmt mit ihren Strahlen alles, was sie erreichen kann. Und siehe da, die Natur dehnt und reckt sich im Banne der goldenen Strahlen, sie braucht diese Wärme zum Leben, kann nicht wachsen, nicht gedeihen ohne die Strahlen der Mutter. Auch unsere Seelen brauchen Sonne, sehr viel Sonne und je trostloser die Zeit, desto mehr. Aber nicht nur aus einer Quelle schöpft die Seele, sie findet so manchen erwärmenden und erleuchtenden Strahlenquell. Eine der ergiebigsten ist das Kind. Von ihm geht ein Strom von Licht, Wärme und Freude auf dich über, ein Strom, der unversiegbar ist, wenn du ihn zu fassen verstehst. Am stärksten fließt dieser Strom, wenn des Kindes Geist erwacht, wenn wir sehen, wie die Sinne des kleinen Geschöpfes sehend, tastend, fühlend und horchend, zu verstehen, zu begreifen suchen.

Auf der Wagendecke macht eine Fliege ihren Spaziergang, das Kind sitzt aufrecht im Wagen und beobachtet das kleine sonderbare schwarze Ding, das sich da vor ihm bewegt, und ich schaue zu mit tiefer Freude im Herzen. Jetzt greifen die kleinen Fingerchen nach der Fliege, doch die ist flinker: ein feines Summen, und fort fliegt der Besuch. Ich beobachte den Gesichtsausdruck des Kindes. Erst ein Greifen in die Luft, ein vergebliches Haschen, dann ein erstaunter Gesicht und ein ebenso staunendes und gleichzeitig fragendes Stammeln. Noch versteht der kleine Mund nicht, verständige Worte zu formen, doch in diesem fragenden Stammeln liegt soviel von erwachendem Geist, daß es warm meine Seele streichelt!

Ein anderes: Mein Kind sitzt auf dem Fußboden und macht die ersten Kriechversuche. Sein Spielzeug sind ein Ball und die unvermeidliche Rappelbüchse. Jetzt hat beim Spiel der Ball einen Stoß bekommen, er rollert aus der Greifnähe. Erst ein erstauntes Nachschauen, dann eine kleine Pause (des Ueberlegens) und nun versucht der kleine Schelm mit dem Stiel der Rappelbüchse unter gleichzeitigem Herumkriechen den Ball wieder zu erhaschen. Ich sehe zu und habe meine Freude an dem Erwachen des Geistes.

Solche kleinen Erlebnisse gibt es in diesem Alter des Kindes fast täglich. Sie alle sind Sonnenstrahlen, die uns die Seele erwärmen. Freilich, es mag Eltern geben, die im Drang der Arbeit, der Sorge um das tägliche Brot das alles übersehen; es mag auch solche geben, denen das tägliche Erlebnis sehr bald alltäglich wird. Wir laufen in unserer Zeit des Materialismus zu sehr Gefahr, die harmlose und darum tiefe, reine Freude zu verlernen und leiden Schaden an unserer Seele. Halten wir uns doch einen Winkel in uns frei, wohin der Staub des Alltags nicht dringen kann, einen Winkel, der die Sonnenstrahlen auffängt, die für uns immer noch reichlich vorhanden sind.

Kleines Feuilleton

Die Wiederkehr der alten Spinnstube. „Wo kein Flachs, da ist nichts zu spinnen..." Noch gar nicht lange ist's her, daß mir der bäuerliche Bürgermeister eines hessischen Dorfes, mit dem ich unter der Linde über alte Sitten und Gebräuche plauderte, diese Antwort auf die Frage nach der Spinnstube gab. Und dann erzählte er manchen Schwank aus der Zeit, da das volle Haar noch nicht silberweiß war. Gerade in Hessen und in Niedersachsen war die Spinnstube der Winterspaß. Damals herrschte in der Wirtschaft noch das windige Geschlecht und die Jugend sah mehr in lachende Augen als in den Krug. Gleich nach dem „langen Bettag", dem 6. November, wurde die Spinnstube „festgemacht". Die Mädchen fanden sich in Rotten oder Gruppen zusammen und spannen dann, abwechselnd bei der oder jener, den Flachs. Man sang die alten Lieder, erzählte Märchen und Sagen und ... die Burschen kamen zu Besuch! Allabendlich, nur Sonnabends nicht und „zwischen den Jahren", in denen Frau Holle umgeht, drangen die Burschen in die Spinnstuben, neckten die Mädchen, machten Dummheiten, wenn klappte, entführten sie ein Spinnrad. Dann blieb dem Mädchen, das kein Rad mehr hatte, nur das Bitten um „gutes Wetter" übrig und ... ein Kuß war der Lohn des großmütigen Räubers. Es soll aus solch erpreßtem Kuß mehr als einmal ein Verlobungskuß geworden sein. „Auch ich", setzte der Alte mit feinem Lächeln hinzu, „verlor so die Herrschaft im eigenen Haus."

Einst blühte der Flachsbau an der Fulda, an der Werra, an der Weser und an der Diemel, im Hessischen und im Hannoverschen, große Flachsmärkte gab es in der Gegend von Kassel, in Wolfshagen und Volkmarsen. Der Meister Leineweber war eine geachtete Persönlichkeit. Auf der Weser ging dann das Leinen nach England und Amerika und großer Wohlstand erwuchs aus dem Flachs, der ganz besonders unter Frau Holles Schutz stand. Als die großen Weltfabriken entstanden und das Ausland den Flachs billiger lieferte, verschwand der Flachsbau, bis er in den letzten Jahren wieder zugenommen hat und in diesem Jahre ... man geht schon wieder daran, die Spinnstuben „festzumachen".

Der eigene Bedarf wird wohl nur gesponnen werden, aber die alte Zeit kehrt doch zurück und die Alten hoffen, daß die alten Sitten damit erneut werden, vor allem die alte Gesittung. H.

Vor dem Schmelzwerk

Von Otto Promber, Dresden.

Gigantisch ragt zum nächt'gen Firmament
Ein Heer von Essen. Aus den weiten Hallen,
Die drohend vor mir steh'n wie Riesenfallen,
Der rote Glutschein durch die Fenster brennt.

Und aus den langen Mauern hört man's schallen,
Wie wenn der Teufel durch die Höhle rennt;
Das wiehert, brodelt, rattert, heult und flennt,
Als schrie ein Volk gemartert zwischen Krallen.

Aus Dünsten tauchen nackte Leiber, Glieder,
Die schöpfen Lava. Funken sprüh'n vorbei.
Schmelztiegel halten glüh'nden Eisenbrei;

Des Riesenkranes plumpe Zange packt
Den Weißglutblock, die Hämmer krachen nieder.
Das Leben singt! Ich höre seinen Takt.

sich die Bauern für die Methoden der Bodenbearbeitung und dieser Frage wird seitens der Leiter der Jäge der weitaus größte Teil der Zeit gewidmet. Für diese Arbeit unter den Bauern wird auch das agronomische Personal an Ort und Stelle herangezogen.

Sprechhandschuh für Taubstumme. Um den der Sprache und des Gehörs beraubten Menschen ein Mittel zur Verständigung zu bieten, hat ein Herr Leslie Callard in St. Albans einen sogenannten Sprechhandschuh konstruiert, auf dessen Handrücken und Fingern die einzelnen Buchstaben geschrieben stehen. Etwa in der Gegend des Handgelenks stehen die beiden Worte „Ja" und „Nein". Die Unterhaltung wird nun so geführt, daß der Taubstumme mit den Fingern auf die einzelnen Buchstaben zeigt, so Worte und Sätze bildet. Das Verständigungsmittel ist mit gutem Erfolg ausgeprobt worden.

Ohne Reifeprüfung zur Universität. Aus Jena wird der „Voss. Ztg." geschrieben: Das Thüringische Ministerium für Volksbildung hat verfügt, daß Personen, die das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben und nach ihren Anlagen und bisherigen Leistungen zum Hochschulstudium geeignet erscheinen, zum Studium eines bestimmten Faches an der Landesuniversität Jena eingeschrieben werden können. Wer von diesem Recht Gebrauch machen will, muß einen Antrag auf Zulassung zur Universität an das Ministerium für Volksbildung mit Angabe des bestimmten, zum Studium gewählten Fachgebietes richten. Nach einer Sichtung der Gesuche müssen sich die Bewerber einer schriftlichen und mündlichen Prüfung unterziehen. Bei der Prüfung sollen in erster Linie besondere Leistungen im Beruf bewertet werden. Die Entscheidung über die Zulassung zum Studium trifft das Ministerium für Volksbildung. Die zugelassenen Bewerber genießen die vollen Rechte der Studierenden, werden daher auch nach den geltenden Bestimmungen zur Promotion (Erwerbung der Doktorwürde) und zu den Staatsprüfungen zugelassen.

Das Laster des Fluchens. In Italien ist gegenwärtig eine lebhafte Bewegung gegen die überhandnehmende Unsitte des Fluchens im Gange. Man veranstaltet zahlreiche Kongresse und Versammlungen, um eine Liga gegen das Laster des Fluchens zustande zu bringen. Dabei verweist man auf die gesetzlichen Maßnahmen, die in früherer Zeit von der Republik Venedig und den Städten Italiens gegen diejenigen, die fluchten oder sich einer Gotteslästerung schuldig machten, ergriffen worden waren. Das Fluchen war mit schwerer Strafe belegt, wobei jedoch ein Unterschied gemacht wurde, ob die Tat auf dem Festland oder auf der See begangen worden war. In diesem Fall wurde das Vergehen milder aufgefaßt, so daß man gewissermaßen den Seelenten ein Recht zugestand, ihrem Unwillen durch einen kräftigen Fluch Ausdruck zu geben, eine Erleichterung, die der Landratte nicht zugestanden wurde. Wer die Religion oder Gott gelästert hatte, wurde auf 5 Jahre aus dem Banntreis der Republik verwiesen und mußte außerdem eine Geldstrafe von 400 Lire bezahlen, die dem Angeber zufiel. Während sich die Flucher in Venedig selbst nur verhältnismäßig geringen Strafen ausgesetzt sahen, wurden sie in anderen Städten öffentlich ausgepeitscht. Schlimmer erging es natürlich den Gotteslästerern. So wurde im Jahre 1592 ein Mann, der das Bild des Heilands und der Jungfrau mit einem Dolch durchstoßen hatte, gehängt, und seine Leiche wurde verbrannt. In Pavia schloß man im Jahre 1300 den Uebeltäter, der öffentlich geflucht hatte, in einen Weidenkorb, den man so lange in den Ticino tauchte, bis der Delinquent beinahe ertrunken war. Eine barbarische Strafe bedrohte in der Gemeinde Val Camonica diejenigen, die sich zu einer Verwünschung oder einem Fluch hatten hinreißen lassen; ihnen wurde ohne weiteres die Zunge herausgerissen.

Unter den Besuchern, die aus dem Donezker Gouvernement zur Moskauer Ausstellung gekommen waren, befand sich ein deutscher Bauer aus Alt-Rotowka (Kreis Taganrog) Martin Michailowitsch Krage. Er teilte der Redaktion der „Arbeit" u. a. mit: „In den deutschen Kolonien des Kreises Taganrog fehlt es sehr an deutschen Lehrern. Deutsche Lehrer sind dort so notwendig wie ein Stück Brot. Mindestens sind 20 Lehrer notwendig. Aber bis jetzt sind keine in Aussicht. Wahrscheinlich werden russische Lehrer herangezogen werden müssen."

Aus Natur und Geschichte

Der leere Sarg des Zaren Alexander I. Wie bereits gemeldet, haben die Sowjetbehörden vor einiger Zeit die Zarengräber in der Peter-Paul-Kathedrale untersuchen lassen, um festzustellen, ob sich in ihnen Juwelen und Wertstücke befänden. Dabei hatte man die überraschende Entdeckung gemacht, daß der Sarg Alexanders I. leer war. Mit Bezug hierauf erzählt jetzt die Fürstin Almedisen in der englischen Zeitschrift „Discovery" eine merkwürdige Geschichte. Danach hatte der Petersburger Sowjet schon im Jahre 1922 die Kaisergräber untersuchen lassen, in der Hoffnung, dort Juwelen, Kronen und Kroninsignien zu finden. Der Erfolg war trüglich, aber schon damals wurde festgestellt, daß der Sarg Alexanders I., obwohl er vollständig unversehrt war, nur einige Bleistücke enthielt, die ersichtlich dazu gedient hatten, das Gewicht vorzutäuschen. Das scheint die Volkslegende zu stützen, nach der Alexander I. gar nicht am 1. Dezember 1825 in Taganrog gestorben sei, sondern einfach dem Thron entsagt und im Einverständnis mit seinem Sohn und einigen Eingeweihten den Tod vorgetäuscht habe. In Wahrheit hatte er sich, um sein Leben als Eremit zu beschließen, in die Wälder Sibiriens zurückgezogen. Tatsächlich war nach der offiziellen Verkündigung des Todes von Alexander I. in Sibirien der berühmte Eremit Feodor Kusmitsch aufgetaucht, von dem niemand wußte, woher er kam, und den auch der neue Zar Nikolaus I. besucht und um Rat gefragt hatte. Es ist freilich unmöglich, festzustellen, ob besagter Eremit tatsächlich Alexander I. gewesen ist; aber die Feststellung, daß sein Sarg leer ist, scheint doch darauf hinzudeuten, daß Alexander I. wirklich nicht in Taganrog starb. Damit würde sich auch die Tatsache erklären, daß damals niemand die Leiche des Zaren sehen durfte, unter dem Vorwand, daß der Zar an einer ansteckenden Krankheit gestorben sei, und daß deshalb der Zutritt zur Leiche nicht gestattet werden könne.

Wie man neue Tiere „erfindet". Der Maulesel, eine Kreuzung zwischen Pferd und Esel, hat sich als eins der nützlichsten Lasttiere erwiesen; das einzige, was man gegen ihn sagen kann, ist, daß er etwas launischer Natur ist. Diese Leistung hat nun die Tierzüchter angespornt, Versuche mit neuen Züchtungen zu machen, und so ist man denn heute eifrig dabei, neue Tiere zu „erfinden". So hat man in Britisch-Ostafrika eine neue Kreuzung erzielt, die so kräftig und leistungsfähig wie der Maulesel ist, aber weniger trotzig. Es ist das sog. Zebrul, halb Pferd und halb Zebra. Diese Geschöpfe sind etwa 14 Fuß hoch, unermüdliche Arbeiter und lassen sich leicht zähmen. Ein Tier, das aus einer Kreuzung zwischen einem wilden amerikanischen Bullen und einer englischen Kuh gewonnen wurde, wird jetzt in Amerika in größerem Maßstabe gezüchtet. Es ist das sog. Cattleo, das in Kanada bereits vielfach auf den Markt kommt und wahrscheinlich der beste Fleischlieferant der Zukunft werden wird. Ein großer „Erfinder" von Tieren war der verstorbene Tierzüchter Hagenbeck. Ihm gelang es sogar, eine Kreuzung zwischen Löwen und Tiger zu erzielen, die die charakteristischen Eigenheiten der beiden Tiere aufwies. Von größerem praktischem Nutzen dürfte eine Kreuzung sein, die zwischen europäischen Schafen und den wilden Schafen von Mittelasien vorgenommen worden ist. Dieses neue Schaf ist sehr zäh, kann große Kälte vertragen und liefert viel Wolle sowie vortreffliches Fleisch. Fasanen aus Mittelasien sind mit dem europäischen wilden Fasan gekreuzt worden und ergaben einen großen Vogel mit starken Flügeln, der besonders für den Jäger von Interesse sein wird. Der persische Damhirsch ergibt, mit dem englischen gekreuzt, ein Wild, das ein hervorragend schmackhaftes Fleisch besitzt. Durch die Kreuzung von Haustieren mit wildlebenden Arten hat man verschiedentlich Tierformen erzielt, die widerstandsfähiger und arbeitstüchtiger sind als die gewöhnlichen Haustiere.

Bedeutsame Erfindungen. Es wurden erfunden: die Windmühle im Jahre 1439, die Taschenuhr 1510, das Spinnrad 1530, die Buchdruckerkunst 1450, das Fernrohr 1608, das Mikroskop 1590, das Thermometer 1597, das Barometer 1643, die Luftpumpe 1650, der Uhrpendel 1655, die Spiralfeder 1658, das Dampfboot 1707, das Klavier 1711, der Blitzableiter 1760, die Temperaturmessung „nach Celsius" 1742. Der erste Globus wurde 1492 angefertigt, die erste brauchbare wissenschaftliche Erdkarte 1569.

Ein Denkmal für Pugatschow. Dem Rebellen Pugatschow, der gegen Katharina II. einen Aufstand erregte, soll zum 150. Jahrestage seiner Hinrichtung am 10. Januar 1925 ein Denkmal errichtet werden, für das die Sowjetpresse Stimmung macht. Obgleich Pugatschow sich für den ermordeten Zaren Peter III. ausgab und für eigene Rechnung Politik trieb, wird er von den Kommunisten als Freiheitskämpfer gefeiert, weil er von ihm geleitete Aufstand sich auf dem Untergrunde einer sozialen Bauernbewegung aufbaute.

Haus, Hof, Garten, Feld

Ein Ei im Ei. Bei Hühnereiern findet man manchmal eine recht eigenartige Mißbildung. In einem sonst ganz normal entwickelten Ei liegt wohlgeborgen ein zweites. Der Rigaer Zoologe Abulin, der solch ein Ei im Ei zum ersten Male auch bei einer Gans vorfand, hat für diese Erscheinung eine sehr einleuchtende Erklärung gefunden. Unter den Einflüssen der Kultur und der Zuchtwahl durch den Menschen ist die Fruchtbarkeit der Hühner derartig gestiegen, daß die Organe den hohen Anforderungen nicht mehr nachkommen können. Das Ei, daß im Eileiter gerade mit einer Schale umgeben werden soll, wird von nächsten Ei schon eingeholt und gelangt auf diese Weise mit in dieselbe Schale hinein: ein Ei im Ei ist das Resultat.

Blaue Milch. Von der blauen Farbe der Milch, die durch übermäßigen Zusatz von Wasser entsteht, soll hier natürlich nicht gesprochen werden. Die frisch gemolkene Milch ist zunächst von tadelloser Beschaffenheit. Erst wenn die Sahne sich abzuscheiden beginnt, treten mitunter in der Milch blaue Flecken auf, die allmählich an Umfang zunehmen und nach einigen Tagen den größten Teil des Rahms erobert haben. Diese Milch kann zwar ohne jeden Nachteil genossen werden, doch haben die meisten Leute eine begreifliche Abscheu davor. Die Landwirte bemühen sich daher, das Blauwerden zu verhindern und die Ursache zu erfahren. Im Mittelalter mußten nicht wenige Menschen wegen Hexerei, der man das Blauwerden zuschrieb, ihr Leben lassen. In aufgeklärten Zeiten schob man die Schuld auf schlechte Ernährung der Kühe, auf schlechte Körperfäfte oder Darmkrankheiten. Alle Versuche zur Verhinderung des Blauwerdens der Milch scheiterten aber. Erst die moderne Wissenschaft erkannte den Erreger der blauen Milch in einem winzig kleinen Bazillus. Von ihm wird der Farbstoff, der die größte Aehnlichkeit mit einer Anilinfarbe hat, erzeugt und in die Milch abgesondert. Vor Einführung des modernen Molkereiwesens galt als bestes Gegenmittel das Zusetzen von einem Löffel Buttermilch in die frischgemolkene Milch. Dadurch wurde eine schnellere Abscheidung des Rahmes und eine raschere Säuerung der Milch bewirkt. Die Bazillen, die gegen Säuren sehr empfindlich sind, sterben dann ab, noch bevor sie sich vermehren und blauen Farbstoff erzeugen konnten. Im Molkereibetrieb wird noch vor dem Gerinnen der Milch die Butter abgeschieden; so ist keine Gelegenheit zum Blauwerden mehr vorhanden, und das ist auch der Grund, warum man heute so selten etwas von blauer Milch hört.

Selbstentzündung des Heues. Die Entzündung der Heuvorräte bildet bekanntlich eine Gefahr für die Landwirtschaft und führt jedes Jahr zu großen Verlusten. Einen vollkommenen Schutz gegen diese Entzündungsgefahr gibt es nicht; denn es steht einwandfrei fest, daß sich auch völlig trockenes Heu entzünden kann. Meist erhitzen sich allerdings nur feuchte Heuhaufen, weil die in ihnen durch Bakterientätigkeit erzeugte Wärme sich immer weiter steigert. Die klassischen Untersuchungen von Prof. Miehe haben gezeigt, daß die Erwärmung vor allem durch zwei Bakterienarten vor sich geht, die sich einander ablösen. Auf dem feuchten Heu gedeiht zunächst trefflich das Bacterium coli und vergärt Kohlehydrate; durch die hierbei stattfindende Wärmeproduktion steigt die Temperatur allmählich auf 40°, denn die äußeren Schichten des Haufens verhindern das Entweichen der produzierten Wärme. Bei 40° sterben diese Bakterien dann ab; an ihre Stelle tritt nunmehr das Bacterium cellulosum, das weitere Wärmemengen erzeugt und dann bei ungefähr 75° abstirbt. Bei dieser Temperatur desinfiziert sich also der Heuhaufen gewissermaßen selbst; ein Leben ist in ihm nun nicht mehr möglich. Wenn die Erhitzung nur durch Bakterientätigkeit erfolgte, dürfte die Temperatur im Heustock natürlich nicht über 75 bis 80° steigen. In Wirklichkeit sind aber viel höhere Temperaturen, nämlich bis zu 300°, beobachtet worden! Bei einer derartigen Erwärmung kann der leiseste Luftzug zur Entzündung des Haufens führen. Diese gewaltige Erhitzung weit über 80° hinaus ist auf rein chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen, nicht auf die Tätigkeit der Bakterien. Und zwar spielt nach den neuesten Untersuchungen das in den Pflanzen fein verteilte Eisen als Zündstoff eine große Rolle. Gegenwärtig steht man also auf dem Standpunkt, daß die Selbstentzündung des Heues durch die Bakterientätigkeit wohl vorbereitet, aber letzten Endes nicht herbeigeführt wird.

Gesundheitspflege

Die Verdauungsfrist der Nahrungsmittel. Da die meisten Leute gar keine Ahnung davon haben, wie verschieden die Verdauungsfrist der hauptsächlichsten Lebensmittel ist, sei sie hier nach Dr. Beaumonts Versuchen und Berechnungen mitgeteilt. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Speisen leicht gewürzt und gut zermalmt worden sind. Dann ist die Verdauungsfrist folgende: gekochter Reis 1 Stunde, roh geschlagene Eier 1 Stunde, Gerstensuppe 1½ Stunden, Graupensuppe 1½ Stunden, Milch 2, gebratene Eier 2¼, gekochte grüne Bohnen 2½, gebratene Kartoffeln 2½, halb gekochtes mageres Rindfleisch 3, gekochtes Hammelfleisch 3, Schweinefleisch 3¼, gekochte Möhren 3¼, Rüben 3½, Huhn 4, Kohl 4½ Stunden.

Ein großer Teil der Krankheiten hat Grund und Ursache in krankhaften Zuständen des Magens, denn sobald der Magen nicht regelrecht arbeitet, wird die Ernährung sowie der ganze Stoffwechsel beeinflußt und der Keim zu den mannigfachsten Krankheiten ist gelegt. Deshalb sollte und müßte alles vermieden werden, was Magenverstimmungen und Magenleiden veranlassen kann. Viel gesündigt wird durch das Verschlingen nicht gut gekauter Speisen und es ist leicht einzusehen, daß Brocken schwerer verdaulich sind wie gut gekaute Speisen. Ferner durch den Genuß zu heißer oder zu kalter Speisen und Getränke, und es ist da namentlich bei dem Genuß von Eis große Vorsicht anzuraten. Eine weitere Magenverständigung besteht in dem Genuß von zu viel Flüssigkeiten, wodurch die zur Verdauung nötigen Magensäfte zu sehr verdünnt werden.

Die Abhärtung bei kleinen Kindern muß sehr vorsichtig vorgenommen werden. Es ist gesundheitsschädlich, wenn man kleine und zarte Kinder mit aller Macht abhärten will, indem man sie in der kalten Jahreszeit leicht anzieht, in kalten, ungeheizten Zimmern spielen und barfuß in der Wohnung herumlaufen läßt. Man wird damit nur das Gegenteil erreichen. Gute Luft und ein gut gelüftetes Schlafzimmer sollen die Kinder allerdings haben, ebenso sollen sie bei kaltem Wetter ins Freie kommen, aber die Hauptsache dabei ist, daß sie stets warm angezogen sind und daß auch das Zimmer, in dem sich die Kinder aufhalten, richtig geheizt wird. Ganz falsch ist die beliebte Abhärtung mit kaltem Wasser. Die Kinder werden durch die Kaltwasserabwaschungen leicht krank, da dadurch eine zu starke Auskühlung des kindlichen Körpers erfolgt und die abgegebene Wärme schwer wieder ersetzt werden kann. Je zeitiger diese unangebrachten Abhärtungskuren beginnen, desto schwerere Folgen haben sie zum größten Teil.

Verschiedenes

Gottesdienst im Kino. Das Kino ist — besonders in den angelsächsischen Ländern — schon seit einer Reihe von Jahren dazu verwendet worden, um durch seine große Anziehungskraft Leute, die sonst keinen Gottesdienst besuchen, zu religiösen Andachten und Versammlungen zu locken. Viele Sekten in den Vereinigten Staaten haben sich Kinoapparate angeschafft, die sie bei ihren Veranstaltungen eifrig verwenden; ja man hat in Amerika sogar auch schon Kinoaufführungen in Kirchen veranstaltet. In England, wo sich der Kinoapparat in der Kirche nicht recht einbürgern will, ist man jetzt auf eine neue Idee gekommen. Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann muß der Prophet zum Berge gehen. Da das Kinopublikum nun einmal nicht den Gottesdienst besuchen will, so will man den Gottesdienst in die Kinos verlegen. Die englische Geistlichkeit veröffentlicht einen Plan, der in diesem Winter in großem Maßstab verwirklicht werden soll. Man will außer den Gottesdiensten, die zu den gewöhnlichen Tageszeiten in Kirchen und Kapellen stattfinden, auch noch abends Andachten in verschiedenen Lichtspieltheatern veranstalten. In verschiedenen Vororten Londons hat man mit diesen Versuchen bereits so gute Erfahrungen gemacht, daß man sie über ganz England ausdehnen wird. Die große Anzahl der Engländer, die „kirchenscheu" ist, wird der Sensation eines Kino-Gottesdienstes nicht widerstehen können, und man erwartet, daß das Stammpublikum der einzelnen Kinos vollzählig zur Stelle sein wird, nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch der Vater, der sich besonders schwer zum Kirchgange entschließt. Um die Männerwelt anzuziehen, wird bei diesen Veranstaltungen das Rauchen gestattet sein. Die Worte der Gebete und der Predigten werden durch Filmszenen illustriert, und diese Gottesdienste werden abwechselnd von Geistlichen der anglikanischen und der Freien Kirche abgehalten werden. fb.

Wie alt sind die kirchlichen Trauungen? Erst um das Jahr 1200 wurde vom päpstlichen Stuhl eine Verordnung erlassen, daß Eheschließungen in der Kirche vor sich gehen sollten. Vorher führte der Bräutigam einfach die Braut in sein Heim. Immerhin dauerte es mehrere Jahrhunderte, bevor sich das Gebot des Papstes allgemein durchsetzte.

Vom Büchertisch

Seppis und Hansjörchs Erlebnisse. Von Franz P. Amberg. II. Band. Preis 6 Lei. Druck und Verlag „Der Landbote", Temesvar (Rumänien). Das Büchlein enthält kleinere Theaterstücke für Liebhaberbühnen und andere lustige Geschichten in schwäbischer Mundart. Der Postbote brachte es mir unmittelbar vor einer zeitraubenden Fahrt durch das große Berlin, von der ich mich schon seit einigen Tagen gedrückt hatte. Unterwegs blätterte ich nun in dem Büchlein, las hier ein Geschichtchen und da eins. Die Sächelchen stecken voller Humor, unwillkürlich lacht man und die Nachbarn im Wagen freuen sich, daß da einer sitzt, der sich über seine lange Fahrt durch lustige Lektüre sozusagen hinwegschleift. Sie schmunzeln mit. So trägt das kleine Buch Ambergs Freude in die Welt. Gewiß geht es andern ähnlich wie mir; es muß schon jemand ein rechter Griesgram sein, dem es keinen Spaß macht. Ist nicht z. B. das nachstehende Freierstückchen komisch?

Dr Freier.

(A Stückl for drei Leut.)
Enteschnawls Niklos, a reicher Bauer
Suss, sei Tochtr
Strohkopps Sepp, Witwer, sei Nochbr.
(Stottrt bisl'che.)

Enteschnawls Niklos huckt beim Tisch, vor sich an Buch un Schreibstift in dr Hand. Die Lampe brennt. 's Suss steht hinr ihm un schaut m üwr die Schüll'r zu.

Strohkopps Sepp schaut ersicht durch de Türspalt un lacht, kummt no rin, stellt sich newr die Tür in dr Stub und saat: „Gut nowet!" (Er bleibt newr dr Tür stehn, dreht de Hut in dr Hand runderum.)

„Gut nowet", saat dr Niklos druf.

„Wißt'r so—so—for was daß ich ku—ku—kumm fin, Nochbr?"

„Wanscht mr's saatst, Sepp, no wees ich's!"

„Ei, i—i—ich han g'hört, daß Ihr 'm Su—Su—Suss, wann's heirat a K—K—Kuh git un weil ich ich—ich—schun gar zu gerne m—m—mol wiedr a K—K—Kuh im St—St—Stall hätt, froo ich euch, e—e—ebt Ihr mr net 's S—S—Suss for Weib gin möcht?"

„For a Wittiwer heirate", saats Suss selwr barsch druf, „han ich noch lang Zeit! Uewrhaba so enr wie Ihr seit kann m'r gschtoht gin!"

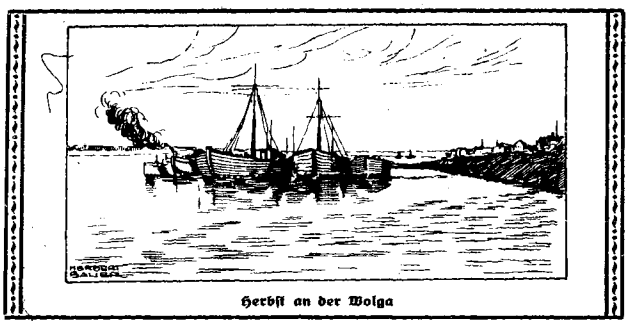
(Wie 's Suss nor angfangt hat zu rede, fallt m Sepp 's Perz in die Hose un er rutscht sich mit de Fersche un Fußspitze ganz nochet zu dr Tür.)

„Na, dann nl—ni—nix for ungut, Nochbr. n—n—nn gut nacht!" (erwischt die Tür un je naus).

„Nix for ungut, Sepp, un Gut' nacht!" ruft m dr Vette Niklos nochl

Briefkasten

Buenos Aires. Die sowjetrussische Gesetzgebung spricht dem Kind große Rechte zu. Einen juristischen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern macht man nicht. Ziel der Gesetzgebung und gesamten Jugendfürsorge ist die gesellschaftliche Erziehung der Kinder im Gegensatz zur individuellen in der Familie. Demgemäß würden, bei den erwarteten gesellschaftlichen Voraussetzungen, die Kosten der Erziehung auch unehelicher Kinder vom Staat zu tragen sein. Gegenwärtig jedoch ist faktisch noch die Familie die Erzieherin und so muß z. B. auch der Vater eines unehelichen Kindes für dessen Unterhalt aufkommen. Wegen der Zugehörigkeit der Kinder zu einer Religion hat die amtliche Kommission zur Revision des Familien- und Eherechts folgenden Beschluß gefaßt: „Die Kinder werden bis zu ihrer Volljährigkeit als keiner Religion angehörend betrachtet. Das Uebereinkommen der Eltern bezüglich der Zugehörigkeit der Kinder zu einer oder der anderen Religion kann keine rechtlichen Folgen haben."



Herbst an der Wolga